

Magazin

3. Jahrgang :: August 2009

07

Stunde des Bürgers

Robert Bosch **Stiftung**



liebe Leserin, lieber Leser,



In welcher Gesellschaft will ich leben? Was will ich ändern? Was kann ich ändern? Vor 20

Jahren haben sich vor

allem die Bürger in Ostdeutschland und in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas diese Fragen gestellt – und Antworten darauf gefunden. Und die Fragen sind weiterhin aktuell. Glücklicherweise bleibt es bei vielen Menschen nicht bei bloßer Kritik an der Situation, in der wir leben. Sie übernehmen Verantwortung und engagieren sich. Um dieses Engagement und den Antrieb dafür soll es in diesem Magazin gehen. Und es soll um persönliche Einblicke gehen, die mit Leidenschaft, mit Freiheit, mit innerem Antrieb zu tun haben. Die Stipendiatin unseres Grenzgänger-Programms, Emma Braslavsky, geht in ihrem Essay der Frage nach, was ihr Freiheit vor 1989 und nach 1989 bedeutet. Ivan Krastev, Vorsitzender des bulgarischen Centre for Liberal Strategies, beschreibt, dass 1989 nicht nur Mauern fielen, sondern auch neue Mauern errichtet wurden. Die Zeit-Journalistin Elisabeth Niejahr gibt einen Einblick in die Arbeit der Kommission »Starke Familie«, die einen neuen Bericht zu der Frage vorgelegt hat, wie Menschen nach dem Prinzip der Subsidiarität ihr Leben eigenverantwortlich für sich und für andere gestalten können. In dem Artikel heißt es: »Gewährt eine Gesellschaft ihren Bürgern Freiräume, so ermöglicht sie Gemeinschaft statt Einsamkeit, Autonomie statt Bevormundung, Vielfalt statt Standardisierung.« Wenn diese Freiräume erkämpft, verteidigt und genutzt werden, dann schlägt die Stunde des Bürgers.

Viel Freude beim Lesen!

Ihr

Michael Schwarz

Michael Schwarz, Leiter Kommunikation

Neugeburt Uroma
stdeutsch
own this wall Wende
DDR Ende der Zensur
wiedervereinigt
vor meiner G
Menschen große Verä
Währungsunion
40. Geburtsta

Zusammenbruch

:: Inhalt

- 4 Nachrichten: Wissenschaft – Gesundheit – Völker-
verständigung – Gesellschaft – Kultur – Bildung
- 10 Was verbinden Sie mit dem Jahr 1989?
- 12 Titel: Stunde des Bürgers
- 14 Balance halten statt Null-Engagement
- 15 Essay: Emma Braslavsky
- 16 Zwei Männer schufen Neues: »Es war die Chance,
etwas zu bewegen...«
- 18 Keine Zeit ist eine Ausrede – Denkwerk
- 19 Bürgerstiftung Stuttgart: In Würde alt werden –
Bürger übernehmen Verantwortung

est
neuer Weg
land
jahr
Tag
nsur
gt endlich
Geburt
ränderung
n Mauer
stag

10

1989 war das Jahr, das Europa und die Welt grundlegend veränderte. Jugendliche, die damals noch nicht geboren waren, und Senioren, die alles bewusst erlebten, beschreiben ihre Gedanken und Gefühle.

Begeisterung

Mauer

westdeutsches System Ungläubig

Wiedererwei

Das habe ich irgen
Erleichterung eingema

politischer Umsch

Westen

vor
Enttäus
Glücklich
Alles ist w
Sprach
Mar
Lauffeu
Arbeitspl

20 Europäische Bürgerkonferenzen:
150 ganz normale Bürger beraten Politiker

22 On y va – auf geht's. Grüne Begegnung zwischen
Berlin und Marseille

24 **Subsidiarität – Auf der Suche nach den kleinen
Lebenskreisen**

27 Was fehlt? Bürgerschaftliches Engagement
im Spiegel der Medien

28 Theodor-Heuss-Kolleg

31 Die Lokalpatriotin. Gesellschaftliche Initiativen
im Kaliningrader Gebiet

32 Ins Leben lotsen. Lokale Initiativen zur Integration
junger Migranten in Ausbildung und Beruf.
Mit Rat und Tat aktiv: Porträt Lena Eberhardt

35 Mauer im Kopf – Der Balkan in Europa

36 Partner der Stiftung:
Batory Stiftung: Seit 20 Jahren aktiv für die
Zivilgesellschaft in Polen und Europa

38 Kurz berichtet

39 Rückblende/Impressum

WISSENSCHAFT

:: Achtung, fertig, forschen: Preis!

Das Heidelberger Life-Science Lab am Deutschen Krebsforschungszentrum Heidelberg hat den mit 50 000 Euro dotierten Hauptpreis im Wettbewerb »Schule trifft Wissenschaft« gewonnen. Unter der Schirmherrschaft von Bundesbildungsministerin Annette Schavan hat die Robert Bosch Stiftung zum ersten Mal den mit insgesamt 90 000 Euro dotierten Preis »Schule trifft Wissenschaft« verliehen. Medizin-Nobelpreisträger und Jury-Vorsitzender Professor Erwin Neher überreichte den Hauptpreis am 19. Mai 2009 im Deutschen Technikmuseum Berlin. »Schule trifft Wissenschaft« zeichnet innovative Kooperationsprojekte aus, in denen Forscher und Lehrer neue Formen des Lernens entwickeln, um Schüler für Naturwissenschaft und Technik zu begeistern. Weitere Preise in Höhe von je 20 000 Euro erhielten die Projekte »Saarlab und die Sieben-Labore-Tour« an der Universität des Saarlands sowie »Phyto-sensorik« am Friedrich-König-Gymnasium Würzburg; die Laudationes hielten Professor Karl-Heinz Brandenburg, Mit-

erfinder des MP3-Formats, und Professor Ernst Messerschmid, ehemaliger Astronaut. Zehn Projekte an der Schnittstelle von Schule und Forschung waren für die Endrunde von »Schule trifft Wissenschaft« 2009 nominiert. Die Jury traf aus 71 Bewerbungen ihre Entscheidung. Der erstmals verliehene Preis ist die höchstdotierte Auszeichnung für die Zusammenarbeit von For-

schung und Schule in Deutschland. Alle nominierten Projekte zeichnen sich dadurch aus, dass die Schüler einer realen Forschungsfrage nachgehen und wissenschaftliches Arbeiten von der Formulierung der Hypothese über experimentelles Forschen bis zur Diskussion der Ergebnisse selbst erfahren.

www.bosch-stiftung.de/schuletrifftwissenschaft



Nach der Preisverleihung gab es einen Wettbewerb für 250 Berliner Schüler rund um das Technikmuseum.



Türkische Medienvertreter, unter anderem von Hürriyet, Milliyet, CNN International und WDR, hatten einen Termin bei der Bundeskanzlerin, organisiert vom Kulturforum TürkeiDeutschland.

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Gespräch mit türkischen Journalisten: Bundeskanzlerin bekam Appetit auf mehr

»Was bedeutet Ihnen die deutsch-türkische Freundschaft?«, »Was spricht dagegen, die Türkei, die die Kopenhagener Kriterien erfüllt hat, in die EU aufzunehmen?«, »Wie definieren Sie »gelungene Integration« türkischer Mitbürger?« Mit einer Fülle von Fragen bombardierten in Deutschland arbeitende Journalisten türkischer Medien die Kanzlerin bei einem exklusiven Termin im Kanzleramt. Möglich gemacht wurde dies durch das Journalistenprogramm zur Vertiefung der deutsch-türkischen Beziehungen der Robert Bosch Stiftung, das vom Kulturforum TürkeiDeutschland organisiert wird. Über eine Stunde diskutierte Angela Merkel angeregt mit ihren Gästen, wie am nächsten Tag in allen Deutschlandausgaben türkischer Zeitungen zu lesen war. Das Gespräch habe Appetit auf mehr gemacht, meinte sie, und schlug vor, die Runde im nächsten Jahr zu wiederholen.

www.das-kulturforum.de

GESUNDHEIT

:: Eine Werkstatt für Zeitgeschichte(n)

Das Alter ist kreativ und schaffensreich. Dies zeigte einmal mehr die »Werkstatt Zeitgeschichte« der Robert Bosch Stiftung. Eingeladen waren 29 Autoren zwischen 61 und 88 Jahren, die für den Otto-Mühlschlegel-Preis 2007/08 Themen der Zeitgeschichte literarisch aufgearbeitet und dabei nicht nur nach Meinung der Jury eine beachtliche Kreativität an den Tag gelegt hatten. In drei Werkstattgesprächen konnten die spätberufenen Schriftsteller nun mit Experten, vor allem aber mit Gleichgesinnten ins Gespräch kommen. Im Mittelpunkt standen Fragen nach den Motiven des literarischen Engagements sowie nach der alltäglichen Lust und Last des Schreibens und nach den handwerklichen Herausforderungen, die mit der Aufarbeitung von zeitgeschichtlichen Fragestellungen verbunden sind. Der Altersforscher Professor Andreas Kruse, der Zeithistoriker Professor Eberhard Jäckel und die Journalistin Wibke Bruhns führten durch die Gespräche. Die Beiträge der Teilnehmer unterstrichen, was sich wie ein roter Faden durch die Veranstaltung zog: Die literarisch-journalistische Auseinandersetzung mit Fragen der Zeitgeschichte und die literarische Kreativität im Alter basieren auf höchst unterschiedlichen Motiven. Dies mag mit ein Grund für die große Vielfalt sein, mit der das Schaffen älterer Menschen unsere Gesellschaft bereichert.

www.bosch-stiftung.de/zukunftalter



Der Bundeswirtschaftsminister eröffnete in Stuttgart die neue Stiftungsvortragsreihe »In Verantwortung für die Zukunft«.

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Auch in der Krise: Klares Bekenntnis zur Marktwirtschaft

Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg, der bisher jüngste Wirtschaftsminister in der Geschichte der Bundesrepublik, sprach auf Einladung der Robert Bosch Stiftung vor rund 850 Gästen in Stuttgart zu »Verantwortung in der Sozialen Marktwirtschaft«. Der 37-jährige promovierte Jurist betonte die enge Verbindung zwischen der momentanen Krise und dem Begriff »Verantwortung«. Gefragt seien Gedanken und Handlungsmuster, die nicht dem Üblichen entsprechen. Die Krise selber sei »zweifellos nicht mit Lehrbuchwissen zu erklären und zu bewältigen«, so zu Guttenberg. Doch auch in Krisenzeiten gebe es immer wieder An-

lass zu Zuversicht und Optimismus. Zu Guttenberg legte ein klares Bekenntnis zur Sozialen Marktwirtschaft ab. Gleichzeitig stellte er fest, dass »vielen Leuten heute allerdings gar nicht mehr richtig klar ist, was genau darunter zu verstehen ist«. Dabei sei sie ein »Grundprinzip, ein Stabilitätsanker und eine Schubkraft«. Das momentane »Perpetuum mobile der Konjunkturprogramme« macht zu Guttenberg Sorgen. Sein Plädoyer: Statt weiterer Konjunkturprogramme solle lieber erst einmal die Wirkung der bisherigen Maßnahmen abgewartet werden.

www.bosch-stiftung.de/stiftungsvortrag

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: 25 Jahre transatlantischer Brückenbau

Das Fellowship Program der Robert Bosch Stiftung trägt seit 25 Jahren zur Stärkung der deutsch-amerikanischen Beziehungen bei. Am 19. und 20. Juni wurde das besondere Ereignis gemeinsam mit der 1985 gegründeten Robert Bosch Foundation Alumni Association bei einer Jubiläumsfeier in Washington, D. C. begangen. Zum Auftakt empfing der deutsche Botschafter Klaus Scharioth rund 170 Alumni in seiner Residenz. Neben einer Rede von Colonel Gail S. Halvorsen, einem der amerikanischen Helden der Berliner Luftbrücke vor 60 Jahren, sprach Denis McDonough, Alumnus des Programms und heute Director of Strategic Communications im Stab von Präsident Barack Obama, über seine Deutschland-erfahrung als Bosch-Fellow. Um junge Amerikaner für die transatlantische Zusammenarbeit zu gewinnen, startete die Robert Bosch Stiftung im Jahr 1984 ihr Stipendienprogramm zur Förderung von amerikanischem Führungsnachwuchs. Seither haben mehr als 400 Fellows an diesem Programm, das erfolgreich auf »Köpfe« setzt, teilgenommen. 20 amerikanische Führungsnachwuchskräfte haben jedes Jahr die Chance, Deutschland und Europa aus eigener Anschauung in einem neunmonatigen Aufenthalt kennenzulernen.

www.bosch-stiftung/fellowshipprogram



Debattieren will gelernt sein: Die Finalisten des Landesfinales von »Jugend debattiert« zeigten ihr Können bei aktuellen Themen durch konsequente Argumentation und einen gelungenen Auftritt.

BILDUNG

:: Die Besten aus Baden-Württemberg überzeugten in Berlin

Soll der Unterricht an Schulen erst um 9 Uhr beginnen? Vier Schüler der Klassen 8 bis 10 diskutierten dies wortgewandt im Stuttgarter Rathaus. Am Ende überzeugten im baden-württembergischen Landesfinale des Wettbewerbs »Jugend debattiert« Marc Helmer (1. Platz) und Franziska Rauber (2. Platz) die Jury. In der Gruppe der Jahrgangsstufen 11 bis 13 lautete die Frage: »Sollen die Medien die Berichterstattung

über Gewalttaten erheblich einschränken?« Keine einfache Debatte, die auf einem extrem hohen Niveau geführt wurde. Landessieger wurde Simon Drescher, auf dem zweiten Platz landete Marian Schreier. Die Erst- und Zweitplatzierten schlugen sich auch beim Bundesfinale in Berlin gut: Franziska Rauber wurde Dritte und Simon Drescher Vierter für Baden-Württemberg.

www.jugend-debattiert.de

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Erfolgsgeschichten dank Übersetzer

Wer hat Hadschi Halef Omar von Karl May oder Jim Knopf von Michael Ende zum polnischen Leben erweckt? Das war Ryszard Wojnakowski, der polnische Übersetzer deutscher Literatur, der zusammen mit Renate Schmidgall am 22. Mai 2009 in Krakau den Karl-Dedecius-Preis der Robert Bosch Stiftung erhalten hat. Beide wurden für herausragende Übersetzungen und ihre engagierte Vermittlungsarbeit zwischen den Nachbarländern geehrt. Der Danziger Schriftsteller Paweł Huelle pries in der Laudatio auf seine schwäbische Freundin Schmidgall deren klaren Blick auf die europäische Wirklichkeit. Immer auf der Suche und immer kritisch, frei von Dogmatismus, tolerant und unabhängig von der momentanen Konjunktur. Die deutsche Erfolgsgeschichte polnischer Autoren wie Stefan Chwin, Marek Ławrynowicz und Andrzej Stasiuk wurde wesentlich von Schmidgall geschrieben. »Wer aus echter Überzeugung einmal mit dem Übersetzen begonnen hat, kann nicht mehr damit aufhören und wird von dieser ›Krankheit‹ nicht mehr geheilt«, schildert Wojnakowski seine Passion. Der deutsch-polnische Austausch kann von dieser Leidenschaft nur profitieren.

www.deutsches-polen-institut.de

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Crime Time bei den Deutsch-Polnischen Medientagen

Kommissar Mock ermittelt wegen Mordes in Breslau. Es ist das Breslau zwischen den beiden Weltkriegen, das der polnische Krimiautor Marek Krajewski in seinen vielfach ausgezeichneten Kriminalromanen wiederauf-

erstehen lässt. Martin Schöne und Tobias Gohlis drehten über diesen Schriftsteller und seinen Kommissar Mock einen Beitrag für das ZDF und wurden dafür bei den Deutsch-Polnischen Medientagen Mitte Juni in Stettin mit dem diesjährigen deutsch-polnischen Journalistenpreis für

Fernsehen ausgezeichnet. Im 20. Jahr nach der Wende findet sich hier ein Beispiel deutsch-polnischer Annäherung der scheinbar unspektakulären Art und Weise. Die Erinnerungen an die deutsche Vergangenheit Breslaus sind nicht länger tabu, sondern, wer seine Stadt liebe,

so Krajewskis Credo, wolle auch ihre Geschichte kennenlernen. Die diesjährigen Deutsch-Polnischen Medientage standen ganz im Zeichen des Umbruchs von 1989. Die deutsch-polnischen Beziehungen seien auf einem guten Wege und sollten weiter gepflegt und ausgebaut werden, bekannte der erste frei gewählte polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki in seiner Festrede zur Verleihung. Mit Lech Wałęsa, Hans-Dietrich Genscher und Horst Teltschik, damaliger außenpolitischer Berater im Bundeskanzleramt, diskutierten in einem Medienforum prominente Zeitzeugen die Chancen von 1989 und wie diese in den vergangenen Jahren genutzt wurden. In einem weiteren Podium sprachen unter anderem Aleksander Kwaśniewski, ehemaliger polnischer Staatspräsident, und Gunter Pleuger, ehemaliger Ständiger Vertreter Deutschlands bei der UN und Präsident der Europa-Universität Viadrina, über außenpolitische Konzepte der NATO-Partner Deutschland und Polen.

www.medientage.org



Hans-Dietrich Genscher und Aleksander Kwaśniewski

GESELLSCHAFT

:: Wettstreit um kluge Köpfe nötig

Die Warnung beim 12. Berliner Demographiegespräch der Robert Bosch Stiftung war deutlich. Der demographische Wandel wird aufgrund sinkender Studierendenzahlen zu einer Bedrohung für die Hochschulen. Die Studentenzahl wird bis 2020 von 2 auf rund 1,5 Millionen sinken. Wolfgang Tiefensee, Bundesverkehrsminister und Beauftragter der Bundesregierung für die neuen Länder: »Wir fahren doch sehenden Auges auf den Baum an der rechten Seite der Allee zu.«

Ein brisantes Thema, gerade für ostdeutsche Hochschulen. Denn während es ostdeutsche Studierende häufig in den Westen zieht, empfinden Westdeutsche die neuen Länder als weniger attraktiv. Findige Hochschulen setzen deswegen schon jetzt verstärkt auf ehemals »weiche Faktoren« wie etwa Familienfreundlichkeit. Eine gute Idee, findet Podiumsteilnehmerin Hanna Gleiß, die als Studentin mit Kind weiß, dass sich Studium und eigene Familie spätestens seit der Umstellung auf Bache-

lor und Master nur schwer vereinbaren lassen. Auch Margret Wintermantel, Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, sieht hier ein gutes Instrument, um vor allem das Potential der Frauen noch besser zu nutzen. In Brandenburg wird schon heute ein hoher Standard an Familienfreundlichkeit für alle Universitäten garantiert, so die dortige Wissenschaftsministerin Johanna Wanka.

www.bosch-stiftung.de/demographie-gespraech



KULTUR

:: Poesie in die Stadt: Chinesische Lyrik statt Werbung auf Plakaten

Die deutschsprachigen Literaturhäuser bringen in den Sommermonaten chinesische Lyrik in deutscher Übersetzung auf Plakatwände in elf Städten. So sollen Passanten auf den Auftritt Chinas als Gastland der Frankfurter Buchmesse im Oktober eingestimmt werden. Kurator des Projekts ist der in Peking lebende chinesische Lyriker Xi Chuan, der für das deutsche Publikum die wichtigsten lyrischen Stimmen Chinas ausgewählt hat. Zum Auftakt wird Xi Chuan einige der Dichter auf Poesiefesten in den Literaturhäusern vorstellen. Die Übersetzung der Gedichte haben die Sinologen Marc Hermann und Raffael Keller übernommen. Seit 1999 dringen die Literaturhäuser mit dem Projekt »Poesie in die Stadt« sichtbar in die Werbelandschaft ihrer Städte ein, indem sie auf Plakatwänden und anderen Werbeträgern statt der gewohnten Slogans Gedichte internationaler Lyriker in deutscher Sprache plakatieren. Die etwa 10 000 Plakatflächen in diesem Sommer werden von den kommerziellen Anbietern als Sponsoren mietfrei zur Verfügung gestellt.

www.bosch-stiftung.de/poesie

KULTUR

:: Preise auf dem Weg zum fertigen Film

Der Rahmen war feierlich und der Jubel grenzenlos, als am 28. April in der Wiesbadener Caligari-Filmbühne die diesjährigen Filmförderpreise für Koproduktionen von Nachwuchsfilmemachern aus Deutschland und Osteuropa der Robert Bosch Stiftung auf dem goEast-Filmfestival verliehen wurden. Die Besonderheit ist, dass hier keine fertigen Filme prämiert, sondern in einem mehrmonatigen Auswahlprozess drei Koproduktionsprojekte ausgewählt wurden, die mit der Förderung von je bis zu 70 000 Euro erst noch realisiert werden sollen. Die Preise werden in den Kategorien Kurzspielfilm, Dokumentarfilm und Animationsfilm vergeben und gingen in diesem Jahr an das deutsch-polnische Vorhaben »Die aufregende Reise des Ruhesessels« (Dokumentarfilm), das deutsch-mazedonische Projekt »Alerik« (Animation) und das deutsch-serbische Kurzspielfilmprojekt »Far From Home«. Die drei Teams hatten sich wie über fünfzig Konkurrenten im Herbst 2008 beworben und seitdem mehrere Seminare, Weiterbildungen und Auswahlverfahren durchlaufen. Für die letzte Runde wurden 15 Teams zum goEast-Festival eingeladen, wo die Jury die drei Sieger auswählte. Die Filmproduktion wird von der Robert Bosch Stiftung und der Jury inhaltlich begleitet, Gleiches gilt für die Präsentation der Filme auf Filmfestivals. ARTE als Medienpartner garantiert, dass mindestens ein Film aufgekauft und ausgestrahlt wird.

www.filmfoerderpreis.com

Geschafft! Drei internationale Teams jubeln über den Filmförderpreis für Koproduktionen.



Mauerfall

Begeisterung

wir

westdeutsches System Ungläubigkeit Erleichterung

Wiedervereinigung

Familie

Das habe ich irgendwo gelesen

Erleichterung eingemauertes Berlin

politischer Umschwung

Reisefreiheit

Gemeinsamkeit

Geburt meiner Schwester

Herzen

Angst neugeboren Sehr

vor Osten fünf Jahre

Enttäuschung da

Glücklichsein drüben

Alles ist wieder ganz Ich

Sprachlosigkeit

Deutsche Mark

Man Mitgehen in Kirchen

Lauffeuer um die ganze Welt
Arbeitsplätze

Euphorie

Neue Deutsche Einheit

Produkte Kennedy

Menschen



:: Stunde des Bürgers

Von Michael Schwarz

»DIE STUNDE DES JURISTEN und die Stunde des Politikers bedeuten wenig ohne die Stunde des Bürgers. [...] Die bürgerliche Gesellschaft ist der Schlüssel.« Dies schrieb der jüngst verstorbene Liberale Ralf Dahrendorf in seinen »Betrachtungen über die Revolution in Europa« zu den Vorgängen, die zum Fall des Eisernen Vorhangs führten. 20 Jahre später stehen die Juristen und die Politiker nicht mehr vor dem Eisernen Vorhang, sie stehen aber ebenfalls vor Herausforderungen, die ohne den Bürger und sein Mittun nicht zu lösen sind. Deshalb kommt es auch heute auf den Bürger an und auf seine Fähigkeit und Bereitschaft, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. 1989 schlug sie ebenso wie 2009: die Stunde des Bürgers.

Was aber ist die »bürgerliche Gesellschaft«? Für den Sozialhistoriker Jürgen Kocka gehören zur bürgerlichen Gesellschaft der parlamentarisch-demokratische Rechts- und Verfassungsstaat, eine funktionierende Marktwirtschaft und ein ausgebauter Sozialstaat. Dies ist der Rahmen, zu dem als weiteres Element eine leistungsfähige Bürgergesellschaft hinzukommt. Sie besteht aus einer lebhaften und zensurfreien Öffentlichkeit, streitenden und kooperierenden Gruppen und Organisationen, bürgerschaftlichem Engagement zwischen Staat und Markt. Ebenso ist eine Kultur, in der Werte wie Freiheit, Selbständigkeit, Kritik, Leistungsorientierung, Respekt für Wissenschaft und Kunst sowie Verantwortungsübernahme für sich selbst und für das Gemeinwohl zählen, ein wich-

Freiheit ist eine Voraussetzung dafür, Verantwortung für das Gemeinwohl wahrzunehmen.

tiger Teil der Bürgergesellschaft. Diese Bürgergesellschaft gibt es nicht dort, wo der Rahmen einer demokratischen Grundordnung fehlt, und umgekehrt kann vermutlich eine Demokratie nicht ohne Bürgergesellschaft – ohne Bürger – auf Dauer bestehen. Die Stärkung der Bürgergesellschaft und die Befähigung möglichst vieler Menschen daran teilzunehmen, war vor und unmittelbar nach 1989 Ziel der Robert Bosch Stiftung und ist es noch heute. Die unterstützten Projekte haben viele Gesichter: vom trinationalen Kinder- und Jugendparlament bis hin zum deutsch-französischen Erfahrungsaustausch zwischen ehrenamtlichen Gefangenenbetreuern. Ende der neunziger Jahre förderte die Stiftung das Engagement von rund 1800 jungen Menschen in Freiwilligendiensten. Die Jugendlichen entwickelten beispielsweise innerhalb des Projekts „Work-Station“ ein Konzept für gleichaltrige Arbeitslose oder arbeiteten in einer Wohngruppe für geistig behinderte Jugendliche in Rumänien.

Nicht nur das Jahr 1989 hat uns gezeigt, dass Freiheit und das Gestalten einer bürgerlichen Gesellschaft keinesfalls selbstverständlich sind. Beides muss erkämpft und verteidigt werden. Freiheitsrechte beinhalten auch immer eine Verpflichtung, weshalb auch die Freiheit zur Verantwortung eine Pflicht zur Verantwortung mit sich bringt. Bürger zu sein ist damit Chance und Aufgabe zugleich. Der Historiker Manfred Jessen sagte in der ZEIT: »Bürgerlichkeit gründet auf Prinzipien wie Individualität, Mündigkeit und Selbstorganisation. In einer unübersichtlichen Welt seinen Weg selber zu finden mit Hilfe dieser Prinzipien – das heißt bürgerlich leben.« Das Stärken dieser so verstandenen Fähigkeit, Bürger zu sein, ist auch eine wichtige Aufgabe der Robert Bosch Stiftung.

Die Robert Bosch Stiftung wollte gerade in den neuen Bundesländern zum Aufbau einer bürgerlichen Gesellschaft beitragen, zum Aufbau und zum Zusammenwachsen im Prozess der Einigung Deutschlands und Europas. Alleine in den neunziger Jahren hat sie in den neuen Bundesländern rund 3600 Projekte mit rund 41 Millionen Euro gefördert. Das Programm »Soziale Bürgerinitiativen in den neuen Bundesländern« ist ein Beispiel für diese Förderung und gehörte zu den wichtigsten Projekten der Stiftung. Es hatte zum Ziel, bürgerschaftliche Initiative, Selbsthilfe und ehrenamtliches Engagement zu fördern. Die Projekte bearbeiteten soziale Themen, entwickelten Hilfsangebote für andere, ermunterten zu bürgerschaftlichem Engagement und waren bürger- und gemeinwesenbezogen angelegt. Das Programm hat gezeigt, dass die oben beschriebene bürgerliche Gesellschaft Realität ist.

Die friedliche Revolution war auch Anlass für die Öffnung der Robert Bosch Stiftung nach Mittel- und Osteuropa. Durch Programme wie das Theodor-Heuss-Kolleg wurden junge Menschen in unseren östlichen Nachbarländern zu bürgerschaftlichem Engagement in ihrem jeweiligen Umfeld angeregt und grenzüberschreitende Aktivitäten mit deutschen Partnern gefördert.

Bürgerlichkeit bedeutet Mündigkeit und Gemeinwohlorientierung. Viele Menschen stellen sich die Fragen: Wie sollen wir leben? Wofür sollen wir uns engagieren? Diese Menschen sind Bürger im besten Sinn. Für sie bietet die Robert Bosch Stiftung eine Plattform. ::

Autor Michael Schwarz ist Leiter Kommunikation der Stiftung,
E-Mail: michael.schwarz@bosch-stiftung.de

:: Balance
halten ...

... statt Null-
Engagement

Von Bjarne Steffen

GESELLSCHAFTLICHES ENGAGEMENT und fordernder Fulltime-Job - zwingend ein Widerspruch? Keine einfache Frage, die sich mir wie vielen anderen stellt. Nach der Schule habe ich ein Freiwilliges Soziales Jahr bei einer bürgerschaftlichen Initiative in Polen verbracht, deutsch-polnische Jugendbegegnungen organisiert und Schüler durch eine Ausstellung über die von den Nazis verfolgte Edith Stein geführt. Vollzeit-Engagement, wenn man so will. Während des Studiums dann in Hochschulgruppen eine Möglichkeit gefunden, mich einzubringen, und in Wochenendseminaren Werbung für Demokratie gemacht. Teilzeit-Engagement, gewissermaßen. Nach dem Berufseinstieg gab es viele neue Herausforderungen, voller Einsatz im Job war gefragt und die verbleibenden Freiräume waren begrenzt. Heißt die logische Folge »Null-Engagement«? Ich kenne viele Leute, denen es geht wie mir, die merken, dass im heutigen Berufsalltag, bei dem Zeitanpruch, den viele Jobs mit sich bringen, bürgerschaftliches Engagement fast unmöglich wird. Lässt sich das Engagement noch in die Work-Life-Balance zwingen? Manch einer beantwortet diese Frage klagend mit Nein.

Es ist so, dass viele Dinge zeitlich nicht mehr möglich sind, wenn man aus dem flexiblen Studentenleben ehrgeizig in den Beruf startet. Das gilt es, in die Entscheidung über den Job einzubeziehen und zu akzeptieren, sonst trauert man ewig der studentischen Freiheit nach. Es spricht aber vieles dafür, trotzdem bei der einen oder anderen Initiative, Verein oder Kirchengemeinde, bei der wir uns früher engagiert haben, dranzubleiben. Sich

weiter informieren, was für Aktivitäten und Programme geplant sind, was für Ziele und Herausforderungen sich der Initiative stellen und wer aktuell unter den Aktiven ist. Dabei helfen Newsletter und sonstige Veröffentlichungen, sehr gut aber auch gelegentliche Besuche von Veranstaltungen, um nicht nur im Bilde, sondern auch im Gespräch zu bleiben.

Engagement steht in keinem Widerspruch zum zeitintensiven Arbeitsalltag, sondern ist sogar eine sinnvolle Ergänzung.

»Dranbleiben«, auch in Lebensphasen mit wenig Zeit für Engagement, ist dreifach gut: Erstens gibt es immer wieder Phasen im Leben, wo mehr Zeit für Engagement bleibt. Wer nahe am Geschehen bleibt, der weiß dann schon, wo er sich engagieren und seine neu gewonnene Freizeit sinnvoll einsetzen kann. Zweitens gibt es aber auch für stark eingespannte Personen Situationen, in denen sie gerade mit ihrer beruflichen Erfahrung ein Anliegen punktuell unterstützen können, mit begrenztem Zeitaufwand, aber wichtiger Wirkung. Nur wer dranbleibt, kriegt so was mit. Und drittens hilft das Dranbleiben an bürgerschaftlichen Anliegen auch, die Maßstäbe im schnellen Berufsalltag nicht zu verlieren und neben aller Betriebsamkeit zu merken, welche Dinge noch wichtig sind. Das kann so viel Gelassenheit geben, dass der Zeitaufwand fürs »Dranbleiben« schnell nicht mehr ins Gewicht fällt. Damit steht bürgerschaftliches Engagement in keinem Widerspruch zum zeitintensiven Arbeitsalltag, sondern ist sogar eine sinnvolle Ergänzung. Dranbleiben statt Null-Engagement! ::

Autor Bjarne Steffen war Stipendiat im Freiwilligenkolleg der Stiftung und arbeitet heute als Unternehmensberater in München, E-Mail: mail@bjarnesteffen.de
Online www.freiwilligenkolleg.de

:: Von der Kunst, frei zu bleiben

Von Emma Braslavsky

»FREIHEIT IST die Einzige, die fehlt«, sang Westernhagen 1988 im Radio. Ich hörte das Lied auf NDR 2, nahm es auf Kasette auf und spielte es so oft ab, bis der Text mir schon komisch vorkam. Der Mensch sei leider nicht naiv, er sei primitiv – diese Stelle verstand ich damals überhaupt nicht und sang stattdessen: »Der Mensch ist leider nicht naiv, der Mensch ist leider progressiv.« Naiv, das heißt arglos, unbefangen und unkritisch sein, ein Kind sein – das ist eine Zeit besonderer Freiheit aus der Sicht einer Erwachsenen. Primitiv, das heißt urtümlich, einfach und triebhaft sein, das sind Erwachsene, von denen mehr erwartet wird. Mehr: Einsicht und Vernunft.

Aber Primitiv-Sein bedeutet ebenfalls: Sich-die-Freiheit-Nehmen. Die DDR definierte ihr Volk als progressiv, einsichtig und vernünftig. Attribute, die immer dann nötig werden, wenn autoritärer Druck individuelles oder gesellschaftliches Einverständnis erfordert. Aber ein primitiver Mensch handelt nach seiner Autonomie, die er ganz instinktiv umsetzt, solange man sie nicht unterdrückt. Er redet, wie er will, er geht, wohin er will, er denkt, was er will. Sicherlich ohne intellektuelle Maßstäbe anzulegen. Aber ein primitiver Mensch lässt sich eben auch leichter eine Ideologie einreden. Nein, Westernhagen hatte Recht, heute verstehe ich den Text ganz anders. Ich flüchtete zwar als Kind schon vor der häuslichen Enge ins Theater, ins Schreiben, später ins Klavier-Üben, aber das war noch kein echter Freiheits-



Emma Braslavsky erhielt 2006 für ihren Roman »Das Blaue vom Himmel über dem Atlantik« ein Grenzgänger-Stipendium der Robert Bosch Stiftung.

drang. Es waren Ausflüchte zu mir, es war so, wie sich in einer Höhle zu verstecken. Und meine Kindheit war reich an diesen außerschulischen Aktivitäten, die teilweise umsonst zur Verfügung standen. Die DDR war kein schlechtes Land für Kinder, die man noch lenken und führen, unterhalten und auszeichnen konnte. Doch sie war kein Land für Erwachsene, schon gar keines für Zweifler, Philosophen oder mündige Künstler.

Mit der Pubertät wechselte abrupt meine Perspektive. Ich hatte Fragen wie: Wozu diese Grenzen? Und ich wurde befragt nach: Warum wollen Sie nicht in die Partei? Mit 17 Jahren antwortete ich zum ersten Mal auf diese Frage: »Ich teile nicht die Auffassungen der Partei! Ich fühle mich

so nicht frei.« Mein Freiheitsbegriff mit 17 umfasste die Überwindung und Sprengung der Grenzen, die einem jungen Menschen die Luft abdrücken konnten. Freiheit bedeutete für mich: unbedingte Anerkennung meiner Autonomie. Am Ende war die DDR ein schizophrenes, korruptes Land voller Hass und Misstrauen, das keine Ideen mehr hatte, nur noch Fassaden. Und als Luxemburgs Satz »Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden« mit stiller Post durchs Land wanderte, an Hauswände, auf Parkbänke oder in Schulbücher gekritzelt wurde, platzte endgültig das Korsett.

Heute, 20 Jahre später, hat sich mein Freiheitsbegriff weiter verändert, denn die Bedingungen sind andere. Ich habe weitgehend Autonomie, ich habe Bewegungs- und Meinungsfreiheit; ich bin kein Mensch zweiter Klasse mehr. Und trotzdem ringe ich weiter um Freiräume, eher Privaträume. Heute muss ich Grenzen für meine Freiheit setzen.

Heute ringe ich um persönliche Freiheit durch Grenzziehungen an den sensiblen Schwellen von Öffentlichkeit und Diskretion, von Demokratie und Anarchie. Gemäß dem Satz von Luxemburg gilt Freiheit immer auch für die anderen. Vor 20 Jahren dachte ich, Freiheit sei ein Zustand. Heute weiß ich, Freiheit ist eine Kunst, sich ungezwungen mit anderen im Raum bewegen zu können. ::

:: Zwei Männer schufen Neues: »Es war

Pfarrer Dieter Paul und Georg Pohl packten an in Ostdeutschland

Von Stephanie Rieder-Hintze

GEORG POHL HAT SICH FRÜH Gedanken darüber gemacht, was schief lief in der DDR. Das Fazit des 1959 in Dresden Geborenen: »Das System war nicht gestaltbar und innere Aktivität ließ sich nicht in neue Strukturen umsetzen.« Das Ende des Nicht-Gestaltbaren hat der gelernte Tischler und Musiker, der aus einem anthroposophischen Elternhaus stammt und 1984 nach Leipzig gekommen war, herbeigesehnt. »Ich habe immer ein Bild gehabt von dem, was ich will«, sagt Pohl. Ob darin aber schon damals die zahlreichen Anstöße und Projekte der folgenden Jahre zu sehen waren? Etwas wagen und ausprobieren zieht sich wie ein roter Faden durch Pohls Leben. »Sicher in der Unsicherheit sein«, nennt er das. Unsicher waren 1989 viele, denn »das Vorige galt nicht mehr«. Pohl hatte zu diesem Zeitpunkt gerade ein Sozialstudium abgeschlossen, und statt weiterhin in einem Krankenhaus zu arbeiten, gründete er mit anderen den »Verein zur Wiedereingliederung psychosozial geschädigter Menschen«. Die Eintragung Nummer drei im Leipziger Vereinsregister zeugt von Mut und der Gunst der Stunde, die Pohl und seine Mitstreiter nützen wollten, um psychisch kranke Menschen raus aus der Anstalt und stattdessen hinein ins Leben zu holen. »Schon im Mai 1990«, erinnert sich Pohl, »machten wir eine Spendenreise in den Westen.« Motivation und Kreativität entstünden gerade aus Krisen. Sein Einsatz und die Ideen dahinter überzeugten auch die Robert Bosch Stiftung. Mitten im heruntergekommenen Leipziger Stadtteil Stötteritz, als »Dorf im Dorf«, wurde ein Gutshof - von der Stadt zur Verfügung gestellt - renoviert sowie Wohnheim, Betreutes Wohnen, Werkstätten und ein Begegnungszentrum aufgebaut. Bis zu 100 Bewohner und 50 Mitarbeiter gestalteten »Wohnen - Arbeiten - Freizeit« mit den Nachbarn im Stadtteil. Inhaltlich und baulich hat die Initiative viele Veränderungen er- und überlebt und ist heute größter sozialpsychiatrischer Träger in Leipzig. Doch Georg Pohl suchte für sich wieder die Veränderung, denn »mir fällt es schwer zu warten«.

Ab 1996 ging er als Vorsitzender des Leipziger Vereins »Netzwerk Südost« neue Wege: Dank des Bundesmodellprogramms »Lernen im sozialen Umfeld« wurden unzählige kleine und große Projekte auf den Weg gebracht, um die Ideenbildung und Verständigung im Stadtteil und der Region zu unterstützen. Ein weiteres Vorhaben Pohls ist das

Brettspiel »Stadtspieler«, das inzwischen seine fünfte Version erlebt und vielfach nachgefragt wird. Es klingt ganz einfach, wenn Georg Pohl sagt: »Zur rechten Zeit an der richtigen Stelle das Richtige tun.« Seine Themen Gemeinwesen und Nachbarschaft lassen sich überall umsetzen. Er ist ihnen treu geblieben als Geschäftsführer der Gemeinnützigen Treuhandstelle in Hamburg, wo er nun auch mit seiner Familie lebt. Pohl blickt optimistisch nach vorn: »Die Kraft, die man braucht für die Zukunft, kommt aus der Zukunft, nicht aus dem Blick zurück«, sagt er. ::



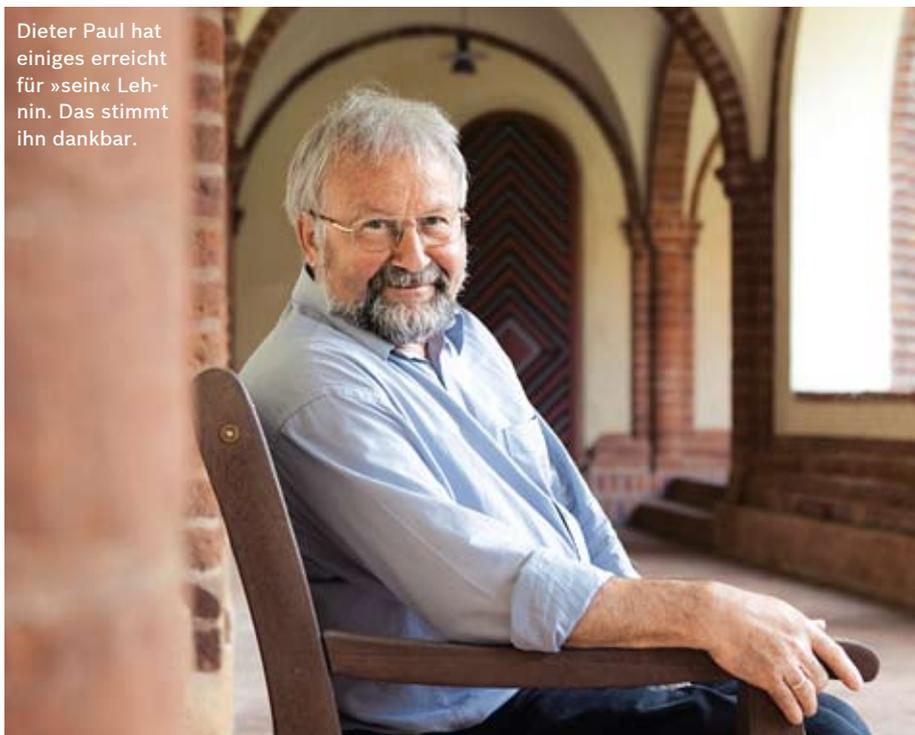
Georg Pohl verwirklichte viele Ideen. Eine davon: das Spiel »Stadtspieler«.

die Chance, etwas zu bewegen...«

DIETER PAUL HAT ALLE VARIANTEN deutscher Ein- und Zweistaatlichkeit seit dem Zweiten Weltkrieg am eigenen Leib erfahren. Geboren 1942 in Charlottenburg wuchs er im geteilten Berlin der Siegermächte auf und kann sich noch gut erinnern, wie er vor dem Mauerbau mit dem Fahrrad in den Ostteil fuhr. Dort fand der Hebräischunterricht des jungen Theologiestudenten statt. Heute lebt Pfarrer Dieter Paul im beschaulichen Rädel, 70 Autokilometer entfernt von der Hauptstadt, im »Unruhestand« und spricht von seiner »Grundstimmung der Dankbarkeit«. Denn die Ereignisse der Jahre 1989/90 wurden auch eine persönliche Wende für ihn mit Aufgaben und Chancen, die er sich vorher nicht hätte träumen lassen. »Ich war Gemeindepfarrer in Westberlin«, erinnert er sich, als der Ruf der Evangelischen Kirche kam, nach der Öffnung der Grenze am Aufbau der Diakoniestationen in Brandenburg mitzuwirken. Dann wurde er Stiftsvorsteher in Lehnin mit der ältesten Klosteranlage der Mark Brandenburg, einem seit 1911 bestehenden Diakonissenhaus und Sozialeinrichtungen aus der DDR-Zeit, in denen auch Diakonissen arbeiteten. »Es war klar«, so Paul, »dieses System samt maroder Bauten am Ort konnte nicht weiter bestehen, denn das gesamte Sozialwesen der DDR wurde umgestellt.«

Er hatte sich vorgenommen, »den Auftrag der Kirche und die Chancen der damaligen Pfleregereform« zu verbinden und »alles, was möglich wird, auch zu machen«. Das hieß konkret Altenpflegeheim, Geriatrie, Hospiz sowie Pflegeaus- und -weiterbildung unter einem Dach zu vereinen und weiterzuentwickeln, kurz: das Gesundheitszentrum Lehnin ins Leben zu rufen. Dieter Paul ist sich sicher: »Es ist besser, wenn der Mensch alles an einem Ort bekommt.« Dazu kam der neue Ansatz

Dieter Paul hat einiges erreicht für »sein« Lehnin. Das stimmt ihn dankbar.



der Altenhilfe »ambulant vor stationär«, den der Stiftsvorsteher auf Altenhöfen der umliegenden Dörfer umsetzen konnte. Paul machte sich voll Tatendrang an die Arbeit und konnte seine Kirche von der Notwendigkeit großer Investitionen überzeugen. Die Mitarbeiter - christlich geprägte wie nicht religiöse - und Bewohner zogen bei all dem mit. Paul nennt es die »neue Identität mit Qualität und Fachlichkeit«, die angenommen wurde. Alle Inhalte haben es jedoch schwer, wenn der Mensch nicht persönlich lebt, was er predigt. Dieter Paul erinnert sich an seinen Umzug nach Lehnin; einen Wintergarten habe man dem »Wessi« in seiner Dienstwohnung bauen wollen. »Eine gute Heizung reicht«, habe er deutlich gemacht und von Anfang an Ostgehalt bekommen, was er eine »vertrauensbildende Maßnahme« nennt. Vertrauensbildend war er auch nach außen tätig, im Kontakt mit der Politik (Ministerpräsident Manfred Stolpe und Sozialministerin Regine Hildebrandt) oder auf der Suche nach Fördermitteln. »Da ist mir die Robert Bosch Stiftung begegnet«, sagt Paul ganz einfach. Gemeinsam habe man sich für das »Faszinosum Lehnin« engagiert. Heute spüre man diesen Geist vor Ort immer noch, wenn sich auch Trägerschaft und Strukturen geändert haben. »Ein Gnadengeschenk« nennt Dieter Paul die Wende ohne Gewalt und Bürgerkrieg, entscheidend für sein Leben mit und für Lehnin, bis heute. ::

Autorin Stephanie Rieder-Hintze ist Journalistin in Bonn,
E-Mail: stephanie@rieder-hintze.de
Online www.stadtspieler.com

:: Keine Zeit ist eine Ausrede

Von Nicole Voß

Eva Cancik-Kirschbaum will den Nachwuchs für den Alten Orient begeistern und leitet ehrenamtlich ein Schülerprojekt.

EVA CANCEK-KIRSCHBAUM IST FASZINIERT vom Alten Orient. »Vieles wurde dort zum ersten Mal gedacht, gefunden und erprobt: Stadt und Staat, Bild und Schrift, großräumige Ökonomien und internationale Verträge«, erzählt die Professorin für Altorientalische Philologie und Geschichte der Freien Universität Berlin. Sie schwärmt: »Texte aus über drei Jahrtausenden bringen uns in einzigartiger Dichte an die damaligen Gesellschaften heran.«

An diesen Gesellschaften will die 43-Jährige möglichst viele Menschen teilhaben lassen, nicht nur ihre Studenten. Sie leitet daher das von der Robert Bosch Stiftung in der Reihe Denkwerk geförderte Projekt »Alter Orient und Europa. Von der Gegenwart der Vergangenheit«. In diesem Projekt lernen Schüler und Lehrer aus sieben Berliner Schulen den Alten Orient und die vorderasiatische Antike kennen. Im heutigen Europa sollen sie den Alten Orient entdecken. Dazu müssen sie oft nicht tief graben. »Unsere Zeitrechnung etwa stammt aus dem Alten Orient und auch unser Schriftsystem hat dort seinen Ursprung«, sagt Cancik-Kirschbaum. Die Professorin bringt den Orient in viele Unterrichtsfächer – über alte Glasrezepte in die Chemie oder über Agatha Christies Krimis in den Englischunterricht. Wissenschaftler und Studierende der Freien Universität und des Vorderasiatischen Museums Berlin unterstützen sie dabei.

Schüler ab der fünften Klasse beteiligen sich am Projekt. Cancik-Kirschbaum will die Jugendlichen für die Spurensuche der Kulturwissenschaftler begeistern, denn sie findet: »Unsere Gesellschaft braucht Menschen, die die Wurzeln unserer Kultur schätzen und anderen Kulturen aufgeschlossen gegenüberstehen.« Zudem ist es ihr wichtig, einen Einblick in das wissenschaftliche Arbeiten zu

Die Beschäftigung mit Wissenschaft beginnt mit Neugier, schon bei den Jüngsten.

geben. Neue Studenten zu werben, ist zweitrangig. Wenn sich ein Schüler oder eine Schülerin dennoch dazu entschließen, Archäologie oder Altorientalische Philologie zu studieren, sei das ein schöner Nebeneffekt, sagt die Professorin. Im Denkwerk-Projekt lehrt Eva Cancik-Kirschbaum nicht nur. Sie lernt auch selbst gern dazu. Als die Wissenschaftlerin einer siebten Klasse die Keilschrift erklärte, fragten plötzlich zwei Schüler, wie sie als Linkshänder den Griffel nutzen sollten. Da bemerkte Eva Cancik-Kirschbaum erstmals: »Mit der linken Hand geht das nicht, weil der Griffel gerichtet ist«. Darüber hatte die Rechtsänderin bis zu diesem Zeitpunkt nicht nachgedacht. Gemeinsam mit den Schülern entdeckte sie dann, dass auch Linkshänder mit rechts problemlos Keilschrift schreiben.

Ihr außergewöhnliches Engagement für die Schüler bringt der Professorin keinen beruflichen Vorteil. Den sucht sie auch nicht. Ihre persönliche Begeisterung für den Alten Orient und das rege Interesse der Teilnehmer motivieren sie immer wieder neu. »Es macht wahnsinnig viel Spaß«, sagt Eva Cancik-Kirschbaum über ihr Projekt, in das sie zwei bis drei Tage pro Monat investiert. Gesellschaftliches Engagement ist für die Wissenschaftlerin selbstverständlich. »Keine Zeit« ist eine Ausrede, die sie nicht gelten lässt. »Man kann immer etwas tun«, meint sie. ::

Autorin Nicole Voß, Journalistin in Darmstadt, E-Mail: nv.NicoleVoss@gmail.com
Online www.bosch-stiftung.de/denkwerk



:: In Würde alt werden – Bürger übernehmen Verantwortung

Bürgerstiftung Stuttgart baut Netzwerke auf

Von Irene Armbruster

NIEMAND KONNTE AHNEN, wie es sich entwickeln würde: nicht die Bürgerstiftung Stuttgart, nicht die Experten und Engagierten, die sich im Januar 2007 zum ersten Runden Tisch zum Thema »Älter werden in Stuttgart« trafen. Aber schon am ers-

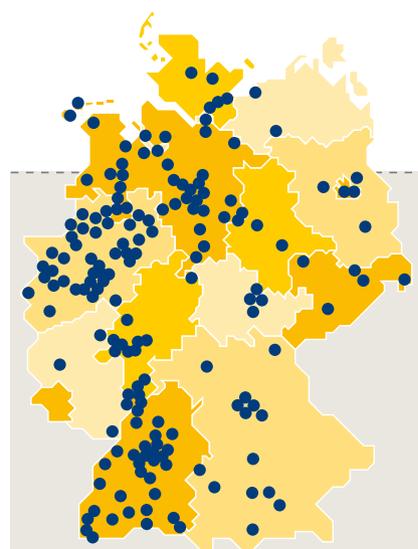
»Was ist das Notwendigste für Stuttgart, damit Menschen hier in Würde alt werden können?«

Helga Breuninger

ten Abend kristallisierten sich bei den rund 40 Teilnehmern – Verantwortliche aus Alten- und Pflegeeinrichtungen, bürgerschaftlich Engagierte, Ärzte und Mitarbeiter der Stadt Stuttgart – die zentralen Themen heraus. Die Methode des Runden Tisches half dabei, und die erste und wichtigste Frage stellte Helga Breuninger, Vorsitzende der Bürgerstiftung Stuttgart, gleich am Anfang: »Was ist das Notwendigste für Stuttgart, damit Menschen hier in Würde alt werden können?« Ein Aspekt war die Palliative Care. In den folgenden zwei Jahren arbeiteten zwei Gruppen an unterschiedlichen Fragen. Eine Gruppe präsentierte schon wenige Wochen später ein Ergebnis, den Flyer »Palliative Care in Stuttgart« – umfassende Fürsorge für schwer kranke, sterbende und trauernde

Menschen und ihre Angehörigen. Der Flyer ist eine Erstinformation zur Palliative Care und nennt die wichtigsten Adressen in Stuttgart. Er wurde großräumig verteilt: in Arztpraxen, Beratungsstellen, aber auch bei der Volkshochschule und in Pfarrgemeinden und Krankenhäusern.

Parallel überlegte eine andere Arbeitsgruppe, wie Wissen, Austausch und Zusammenarbeit aller an »Palliative Care« Arbeitenden in der Stadt verbessert werden kann. Es ging darum, wie die Brückenschwester, der Heimleiter oder der niedergelassene Arzt voneinander mehr erfahren und lernen und so Angehörige und Betroffene bestmöglich beraten können. Nach einer Analyse der Situation in Stuttgart erarbeitete diese Gruppe – sie nennt sich Palliativforum – ein »Lotsenprojekt«. Eine Koordinierungsstelle soll in Zukunft alle Beteiligten besser vernetzen, die Informationen in die Öffentlichkeit bringen und gleichzeitig mit der Bürgerstiftung eine Kampagne entwickeln, wie offensiver über das Thema »würdevolles Sterben« gesprochen werden kann. Alle Vorschläge flossen in den Ursprungs-Runden-Tisch ein, der sie einstimmig befürwortete. Zusammen formulierte man einen Antrag an die Bürgerstiftung, die alle so entwickelten Projekte finanzierte oder sich auf die Suche nach Unterstützern macht. Der Prozess verlief sehr konstruktiv, was aufgrund verschiedener Akteure und Interessens-



BÜRGERSTIFTUNGEN

In fast 200 Bürgerstiftungen in Deutschland verwandeln Bürger ihre Verbundenheit mit Heimat und Region in Stiftungskapital und Projekte. Unter dem Dach des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen unterstützen große Stiftungen diese Initiative Bürgerstiftungen.

www.die-deutschen-buergerstiftungen.de

lagen als schwierig prognostiziert wurde. Aber die Methode des Runden Tisches – gleiche Rechte für alle Teilnehmer, Einstimmigkeit, gute Moderation, Transparenz und die absolute Fokussierung auf das Thema – macht ein Arbeiten auch mit sehr heterogenen Gruppen nicht nur möglich, sondern erfolgreich. ::

Autorin Irene Armbruster, Geschäftsführerin der Bürgerstiftung Stuttgart, E-Mail: irene.armbruster@buergerstiftung-stuttgart.de
Online www.buergerstiftung-stuttgart.de

:: 150 ganz normale Bürger beraten Politiker

Bürgerkonferenzen zur Zukunft der EU

Im März fanden in allen 27 EU-Mitgliedstaaten die Europäischen Bürgerkonferenzen zur wirtschaftlichen und sozialen Zukunft der Europäischen Union statt. Bei der Europäischen Bürgerkonferenz in Deutschland hat Hans-Dieter Homeyer (47) aus dem niedersächsischen Sarstedt mitdiskutiert. Anschließend vertrat er mit neun weiteren Bürgern die 150 deutschen Teilnehmer beim Europäischen Bürgertreffen in Brüssel.



Von Maike Althaus

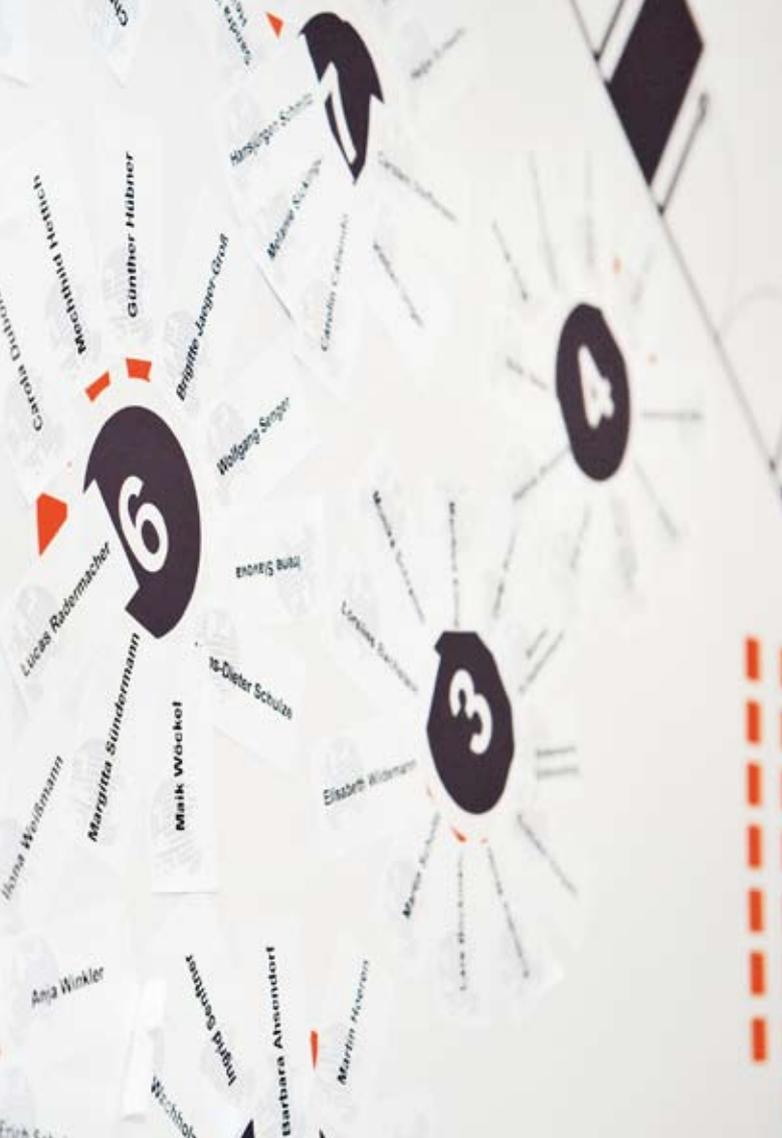
IN EINEM SAAL DER BRÜSSLER BÖRSE stehen runde Tische dicht beieinander. Die Miniaturfahnen auf den Tischen symbolisieren die 27 Mitgliedstaaten der EU. Um die Tische herum haben Dolmetscher ihre Kabinen aufgestellt. Ein Stimmenkanon aus 23 Sprachen erfüllt den Saal. An den Tischen sitzen etwa zehn Personen, jung und alt, Männer und Frauen, unterschiedliche Nationalitäten. Unter ihnen: Hans-Dieter Homeyer aus dem niedersächsischen Sarstedt. Er lauscht gebannt dem Dolmetscher, der die Worte seiner griechischen Tischnachbarin übersetzt. »Es begann mit einem Anruf«, er-



klärt Homeyer. »Ein Mitarbeiter der Universität Bamberg fragte mich, ob ich im März an der Europäischen Bürgerkonferenz 2009 in Berlin teilnehmen wolle. Zunächst war ich skeptisch, doch die Möglichkeit, Handlungsempfehlungen an die Politik zu entwickeln, reizte mich.« Hans-Dieter Homeyer gehörte zu 150 Bürgern aus ganz Deutschland, die im März zur Europäischen Bürgerkonferenz ins Auswärtige Amt eingeladen worden waren. Insgesamt kamen auf diese Weise 150 zufällig und repräsentativ ausgewählte Teilnehmer zusammen. Ihr Konferenzthema: die wirtschaftliche und soziale Zukunft der EU.

klärt Homeyer. »Ein Mitarbeiter der Universität Bamberg fragte mich, ob ich im März an der Europäischen Bürgerkonferenz 2009 in Berlin teilnehmen wolle. Zunächst war ich skeptisch, doch die Möglichkeit, Handlungsempfehlungen an die Politik zu entwickeln, reizte mich.« Hans-Dieter Homeyer gehörte zu 150 Bürgern aus ganz Deutschland, die im März zur Europäischen Bürgerkonferenz ins Auswärtige Amt eingeladen worden waren. Insgesamt kamen auf diese Weise 150 zufällig und repräsentativ ausgewählte Teilnehmer zusammen. Ihr Konferenzthema: die wirtschaftliche und soziale Zukunft der EU.

»Wie 150 ganz normale Bürger an zwei Konferenztagen Empfehlungen zur wirtschaftlichen und sozialen Zukunft der EU entwickeln sollten, war mir ein Rätsel. Moderatoren leiteten die Diskussionen an runden Tischen, ein Redaktionsteam nahm unsere Ideen auf. Experten prüften sie auf ihre Realitätstauglichkeit und kommentierten sie. Auf diese Weise kamen bei der Konferenz tatsächlich



VON BERLIN BIS BRÜSSEL: DER ABLAUF

:: Zufällige und repräsentative Auswahl von 150 Bürgern in Deutschland.

:: Sie erarbeiteten im März auf der Europäischen Bürgerkonferenz in Berlin zehn Empfehlungen.

:: Zehn von ihnen vertraten Deutschland im Mai in Brüssel beim Europäischen Bürgergipfel. Daran nahmen Vertreter aus allen 27 EU-Mitgliedstaaten teil.

:: Aus zehn Empfehlungen der nationalen Konferenzen wurden per Online-Abstimmung 15 gesamteuropäische Empfehlungen, die in Brüssel vertieft wurden.

:: Die Bürgerkonferenzen wurden unter Leitung der belgischen König-Baudouin-Stiftung umgesetzt und von der Europäischen Kommission mitfinanziert. Die deutschen Projektpartner waren Robert Bosch Stiftung und IFOK, das Projekt wurde unterstützt vom Auswärtigen Amt.

www.europaeische-buergerkonferenzen.eu/de

realistische Empfehlungen zustande!« In Brüssel ist Homeyer einer von zehn Deutschen, die am Europäischen Bürgergipfel teilnehmen. Es sind Vertreter aller 27 EU-Mitgliedstaaten dabei. Der Europäische Bürgergipfel

»Ein detaillierteres Bild über die politischen Prioritäten der Bürger bekommen die Politiker so schnell nicht mehr.«

Hans-Dieter Homeyer

ist der Höhepunkt der Europäischen Bürgerkonferenzen, die in den 27 Mitgliedstaaten stattgefunden haben. Bei den nationalen Konferenzen haben die Teilnehmer je zehn Empfehlungen entwickelt. Über eine Online-Abstimmung entstanden daraus 15 gesamteuropäische Empfehlungen, die auf dem Bürgergipfel inhaltlich gefüllt werden sollen. Dazu gehören zum Beispiel verstärkte umweltpolitische Maßnahmen, die Regulierung der Finanzmärkte sowie eine Angleichung von Arbeitsbedin-

gungen und sozialen Sicherungssystemen in ganz Europa. Homeyer zieht Bilanz: »Persönlich bereichernd war besonders der Austausch mit Menschen unterschiedlicher Nationalitäten. Die erste Diskussionsrunde mit Vertretern der großen Parteien war allerdings eher enttäuschend: eine Wahlkampfshow ohne Bezug zu unseren Themen. In der folgenden Runde mit EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso und dem Präsidenten des Europäischen Parlaments, Hans-Gert Pöttering, wurden wir dann endlich gehört!« Sein persönliches Fazit: »Mir wurde klar, wie wichtig es ist, wählen zu gehen und meine Stimme aktiv einzubringen. Außerdem nahm ich mir vor, mich in Zukunft mehr und besser zu informieren. Zeigen wir den Politikern in ganz Europa doch einfach: Wir sind da! Ich hoffe wirklich, die Politiker in Brüssel nehmen sich unsere Empfehlungen zu Herzen. Ein detaillierteres Bild über die politischen Prioritäten der Bürger in Europa werden sie so schnell nicht mehr bekommen – auch nicht bei den Wahlen.«

::

Autorin Maike Althaus, IFOK GmbH, E-Mail: maike.althaus@ifok.de
Online www.bosch-stiftung.de/ECC

:: Der Garten hat Platz für viele Kulturen

Grüne Begegnung zwischen Berlin und Marseille

Von Judith Weyer

ON Y VA – AUF GEHT'S

Seit 2007 können deutsche und französische Bürgergruppen am Ideenwettbewerb »On y va« teilnehmen. Ob Ernährung in der Schule, Theater im Krankenhaus oder Videokonferenzen zu erneuerbaren Energien: In gemeinsamen Projekten befassen sich die Teilnehmer mit Themen aus ihrem Umfeld, lernen durch den Austausch mit dem Nachbarland und bewirken Veränderungen.

www.bosch-stiftung.de/ideenwettbewerb



Interkulturelle Gartenarbeit verbindet über Grenzen: Junge Deutsche und Franzosen lernen voneinander.

ISIDORA, NEDIM, EDIN, Franka, Lejla, Jasmina, Duc Anh und Alexandra aus Berlin sind aufgeregt. Denn sie machen eine weite Reise. Es geht nach Marseille. Für einige von ihnen ist es die erste große Fahrt in ihrem Leben und

Alle helfen mit bei der deutsch-französischen Gartenarbeit.

der erste Kontakt mit einem fremden Land, einer fremden Sprache. In Marseille werden sie von ihren französischen Gastgebern schon sehnsüchtig erwartet. Seit einiger Zeit haben sie sich Briefe geschrieben und nun treffen sie sich endlich. Es wird eine »grüne Begegnung«,

denn alle Kinder sind in »interkulturellen Gärten« aktiv. Sie sind zwischen 8 und 13 Jahre alt und kommen aus sozial schwachen Stadtbezirken der beiden Millionenstädte. Ihr deutsch-französischer Austausch findet im Programm »On y va – auf geht's« der Robert Bosch Stiftung statt.

Der erste Eindruck von Marseille ist für alle überwältigend und die Kinder kommen kaum zur Ruhe, berichten die Betreuerinnen Begzada Alatović und Sigrun Wellershoff. Viel zu aufregend ist der Blick vom sechsten Stock des Gästehauses auf die erleuchtete Hafenstadt. Am nächsten Morgen endlich das erste Treffen im Garten der Franzosen. Das Kennenlernen klappt prima und die Kinder verstehen sich auch ohne große Worte. Berührungsängste gibt es keine und schon bald sind sie vertieft in zahlreiche Aktivitäten: »Später machen wir eine Schnitzeljagd. Wir teilen uns in zwei Gruppen auf. Die eine macht eine Naturparktour und die andere eine Kulturtour«, heißt es im Tagebuch des Projekts. Dass die Gruppen deutsch-französisch gemischt sind, ist selbstverständlich. Bei Sprachproblemen ist stets ein Lehrer als Dolmetscher zur Stelle und jeder Morgen beginnt mit ei-

ner Sprachanimation. Die nächsten Tage sind voller Ereignisse: Workshops zum Thema Garten, Stadtbesichtigungen, ein Ausflug ans Meer, ein Theaterworkshop. Langeweile kommt nie auf. Spielerisch lernen die Kinder nicht nur ein anderes Land und eine andere Sprache kennen, sondern sie erfahren auch vieles über die Natur, über Umweltschutz und gesunde Ernährung.

Ein Höhepunkt ist der Theaterworkshop. Die Kinder gestalten ihre eigenen Stücke und führen sie im Garten auf. Eine sprachliche Herausforderung, da die Teams stets gemischt sind. Mit einem gemeinsamen Abendessen geht der erste Teil des Austauschs zu Ende: »Es ist unser letzter Abend in Marseille und alle sind sehr aufgeregt, aber auch traurig! Wir müssen hektisch alle Sachen suchen und zusammenpacken. Doch wir Kinder haben für heute Abend etwas Besonderes geplant: ein Dankeschön-Essen für Begzada und Sigrun!«, berichten sie im Tagebuch. Die Fortsetzung in Berlin hat ebenfalls ein beeindruckendes Programm: Kräuter pflanzen, ein Herbarium und einen Steingarten anlegen, Bienenkunde. Der Anblick des grünen Gartens in Berlin war für die Kinder aus Marseille etwas Besonderes. Sie lernen hiesige Gemüse- und Kräutersorten kennen und ernten Zwiebeln, Tomaten, Zucchini und Bohnen. Abends wird gegrillt und alles kommt frisch auf den Tisch. Besonders beeindruckt, so zeigt es das Tagebuch, sind alle von Imker Thomas Handschuh und seinen Bienen: »Später kam Thomas und zeigte uns die drei Bienenarten Königin, Arbeiterin und die Drohnen. Wir haben sogar Honig gemacht. Nach dem Tag fand ich Bienen nicht mehr gefährlich, sondern sehr freundlich.«

Auf ihren Ausflügen besuchen die Kinder nicht nur die Sehenswürdigkeiten Berlins, sondern erfahren auch die Bedeutung einer grünen Stadt. Sie besichtigen öffentliche Gärten und machen Lehrspaziergänge. Die Zeit geht viel zu schnell vorbei und am Ende der zweiten Woche heißt es endgültig Abschied nehmen. Dabei fließen viele Tränen, denn es haben sich innige Freundschaften gebildet. Der Wunsch, die andere Sprache zu erlernen, wurde spielerisch geweckt, sind sich Stefanie Blasius und Benedetta Meriggioli, die Betreuerinnen der französischen Gruppe, sicher. Ein weiterer Austausch ist geplant, diesmal soll ein drittes Land mit dazukommen: Bosnien, das Heimatland einiger Kinder aus der Berliner Gruppe. ::

Autorin Judith Weyer war Mitarbeiterin der Stiftung,
E-Mail: JudithWeyer@web.de Online www.suedost-ev.de

Auf der Suche nach den kleinen Lebenskreisen

Wie Menschen ihr Leben eigenverantwortlich für sich und für andere gestalten können

Von Elisabeth Niejahr

ALLE REDEN VOM STARKEN STAAT

- die Regierung, die Wahlkämpfer in den Parteien, die Meinungsforscher, die Medien. Die Finanzmarktkrise hat den Ruf nach staatlichen Interventionen lauter und die Vertreter des Staates selbstbewusster werden lassen. Auch die Familienpolitik greift heute stärker als früher in das Leben der Menschen ein, sie will Familien nicht nur unterstützen,

sondern Paare ganz bewusst zur Gründung von Familien ermutigen, etwa mit dem neuen einkommensabhängigen Elterngeld samt den sogenannten Vätermontaten oder mit einem Ausbau der Betreuungsangebote. Viele solcher Maßnahmen hatte die Kommission »Familie und demographischer Wandel« der Robert Bosch Stiftung unter Leitung von Professor Kurt Biedenkopf im

Jahr 2005 in ihrem ersten Bericht vorgeschlagen - und damit einige familienpolitische Debatten der großen Koalition vorweggenommen.

Nun, im Sommer 2009, erscheint ein zweiter Band der Robert Bosch Stiftung mit familienpolitischen Empfehlungen, der den Blick ganz bewusst auf andere Handlungsfelder lenkt. Drei Mitglieder der ersten



Die unmittelbare Umgebung wird wichtiger für die Lebensqualität von Familien.

gart werden von 1000 Frauen also 250 Kinder mehr geboren – obwohl sich die Städte nicht extrem unterscheiden. Für diese Unterschiede gibt es viele Gründe, entscheidend für die Kommission ist, dass sie zeigen, wie begrenzt der Einfluss der bundespolitischen, für alle drei Kommunen einheitlichen Instrumente der Bundesregierung ist.

Die zweite Familienkommission der Robert Bosch Stiftung hat deshalb nach Wegen gesucht, wie die Gesellschaft die Entfaltung der »kleinen Lebenskreise« unterstützen kann. Leitidee ist dabei das Prinzip der Subsidiarität, wonach Individuen, Familien und kleine Lebenskreise ihr Leben so weit als möglich eigenverantwortlich gestalten. Bürgernahe Institutionen wie die Kommunen sollen über möglichst viel Gestaltungskraft im Vergleich zu höheren politischen Ebenen verfügen. Darüber hinaus sollen aber generell diejenigen unterstützt werden, die bereit sind, Bindungen einzugehen und füreinander Verantwortung zu übernehmen – unabhängig davon, ob diese Bindungen mit Ehe und Verwandtschaft einhergehen oder nicht.

Kommission, der ehemalige sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, der Soziologe Hans Bertram und die ZEIT-Journalistin Elisabeth Niejahr plädieren dafür, sogenannte »kleine Lebenskreise« zu stärken. Kommunen, private Netzwerke, Nachbarschaftsinitiativen und vielerlei neue Wohnformen werden in Zukunft wichtiger für eine hohe Lebensqualität von Familien

werden. Wie entscheidend heute schon die unmittelbare Umgebung, der Arbeitsmarkt, die Betreuungsangebote und Lebenskultur der Heimatregion für Familien sind, zeigt ein Vergleich der Geburtenzahlen von Städten der gleichen Region: In Heidelberg liegt die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau bei 0,95, in Stuttgart bei 1,2 und in Heilbronn bei 1,38. In Stutt-



Drei Experten für Familienpolitik (v. r.): Kurt Biedenkopf, Elisabeth Niejahr, Hans Bertram

Foto: Max Lautenschläger

Auch die Wohngemeinschaft für Demenzkranke, die Patenorganisation für verhaltensauffällige Jugendliche oder die Hausaufgaben-Initiative verdienen Unterstützung. Das klingt selbstverständlicher und banaler, als es in einer alternden Gesellschaft auf Dauer sein wird. Mittelfristig, auch das gehört zu den Annahmen der zweiten Familienkommission, werden die Menschen und Institutionen überfordert sein, die sich bisher beispielsweise um die Pflege alter Menschen gekümmert haben: Staatliche Pflegeheime einerseits, klassische Familien andererseits werden nicht leisten können, was auf Dauer nötig sein wird. Pflegeplätze werden auf mittlere Sicht immer schwerer in der gewünschten Qualität in der nötigen Zahl zu finanzieren sein, und Familien werden angesichts der steigenden Erwerbsneigung von Frauen, der Mobilität von Arbeitskräften, der Zunahme von Scheidungen und sogenannten Einelternfamilien immer seltener die entstehenden Lücken füllen können.

Verschreibt sich aber eine Gesellschaft der Idee, kleine Lebenskreise

bewusst zu unterstützen und ihnen den nötigen Freiraum zu gewähren, so ermöglicht sie Gemeinschaft statt Einsamkeit, Autonomie statt Bevormundung, Vielfalt statt Standardisierung. Dafür empfiehlt die Kommission eine Reihe von Maßnahmen – mehr Handlungsoptionen für Kommunen, die unter anderem durch eigene Einnahmequellen wie ein Hebesatzrecht bei der Einkom-

»Das Subsidiaritätsprinzip taugt nicht nur als Idee für wohlhabende Regionen.«

Elisabeth Niejahr

menssteuer geschaffen werden, aber auch andere rechtliche Rahmenbedingungen für familienähnliche Hilfestrukturen. Nötig ist vor allem eine bessere Arbeitsteilung zwischen professionellen und ehrenamtlichen sozialen Dienstleistern. Und auf lange Sicht gehört auch ein anderes Anforderungsprofil des Sozialstaates

dazu: Heute gibt es nur wenig Lebensbereiche des Bürgers, auf die der Sozialstaat nicht steuernd Einfluss nimmt. Ob wir eine Wohnung mieten oder kaufen, ob wir studieren, unsere Eltern pflegen, einen Lebenspartner heiraten oder ohne Trauschein mit ihm zusammenleben oder als Pendler mit dem Auto oder dem Fahrrad zur Arbeit fahren – auf all diese Entscheidungen nimmt der Staat mit seinem Transferinstrumentarium Einfluss. Es liegt auf der Hand, dass solch ein staatlicher Lenkungswille der Subsidiaritätsidee entgegensteht. Wenn der Staat seinen Bürgern zugesteht, mehr und nicht weniger ihrer Angelegenheiten selbst zu regeln, gibt es für ihn selbst in einigen Bereichen auch weniger Gestaltungsaufgaben als bisher. In anderen Bereichen wird er in einer alternden Gesellschaft ohnehin mehr, nicht weniger gefordert sein – etwa in städtischen Problemmilieus, deren Situation die Familienkommission besonders beschäftigt hat.

Die drei Kommissionsmitglieder haben über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren in regelmäßigen, von

der Robert Bosch Stiftung organisierten Treffen diese aufgeworfenen Fragen nicht nur untereinander und mit Vertretern der Stiftung, sondern auch mit verschiedenen Experten, Wissenschaftlern und Praktikern diskutiert. Das waren intensive, spannende Debatten, die von der Herleitung der Subsidiaritätsidee aus der katholischen Soziallehre über die Mechanik der Sozialpolitik bis zu den ganz konkreten Alltags-herausforderungen im Berliner Problembezirk Neukölln reichten. Vieles davon ist in Gastbeiträge eingeflossen, die den Empfehlungen der Kommission beigelegt sind, ein Interview mit dem Neuköllner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky zeigt sehr konkret, was der Staat in Stadtteilen mit Migrantenteilen von fast 50 Prozent leisten muss – und warum auch hier der Staat allein die nötigen Leistungen für Kinder und ihre Eltern nicht erbringen kann. Das Subsidiaritätsprinzip taugt nicht nur als Idee für wohlhabende Regionen, in denen bürgerschaftliches Engagement fast selbstverständlich ist, im Gegenteil – das ist eine der wichtigen Erkenntnisse der Kommissionsarbeit. Herausgekommen ist am Ende ein Bericht, der bewusst einen Gegenpunkt setzt zu den aktuellen Debatten vom starken, alles regelnden Staat. Vielleicht gelingt es der Kommission auch diesmal, die Diskussionslage der kommenden Legislaturperiode damit zu prägen. ::

Autorin Elisabeth Niejahr ist Korrespondentin der ZEIT in Berlin,
E-Mail: elisabeth.niejahr@zeit.de
Online www.bosch-stiftung.de/subsidiaritaet

:: Was fehlt?

Bürgerschaftliches Engagement im Spiegel der Medien

Von Viola Seeger

WAS SOLLEN JOURNALISTEN MACHEN, wenn der Selbstdarstellungsdrang von Ehrenamtlichen besonders gering und ihre Ausdrucksform wenig mediengerecht ist? Bascha Mika, bis Juli Chefredakteurin der taz, forderte: Ihre Arbeit! Nämlich aus den Aktiven das herausholen, was verwertbar ist. »Bürgerschaftliches Engagement im Spiegel der Medien« lautete der Titel einer Fachtagung der ARD und des Bundesnetzwerks Bürgerschaftliches Engagement in Kooperation mit der Robert Bosch Stiftung. Anlass dafür war die ARD-Themenwoche 2009 »Ist doch Ehrensache! Wie Menschen sich für die Gesellschaft engagieren«.

»Bei der Berichterstattung über bürgerschaftliches Engagement fehlen wichtige Aspekte.« Darauf einzugehen, war die Robert Bosch Stiftung gebeten. Elf Ausschreibungen des Journalistenpreises Bürgerschaftliches Engagement mit mehr als 1000 eingereichten Presseartikeln und seit 2008 die Ausschreibung auch für Hörfunk- und Fernsehjournalisten mit mehr als 100 Beiträgen bestätigen das Bild: Es fehlen mindestens zwei Aspekte weitgehend. Das Thema Integration von Migrantenteilen ist zwar in den Medien angekommen. Allerdings sind die Menschen meist »Objekt« der ehrenamtlichen Bemühungen und selten die Engagierten. Aber wie findet man sie? Till Oepfert, Radio Bremen, ist Preisträger 2008 und vom Boxsport fasziniert. Er hat sie für seinen Film »Durchboxen« in Besitzer und Trainern eines Boxclubs gefunden.

Zum anderen fehlt es an kritischer Öffentlichkeit für bürgerschaftliches Engagement. Das Engagement ernst nehmen heißt auch, auf das Verhältnis Aufwand zu Nutzen zu schauen oder nach Alternativen zum gewählten Weg zu fragen. Die Tagung zeigte, dass dieses Manko in der Berichterstattung nicht ausschließlich den Journalisten anzulasten ist. Vielmehr fühlen sich Ehrenamtliche zuweilen durch wohlwollend kritische Nachfragen angegriffen. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung und einer der neuen Juroren des Journalistenpreises, attestierte eine gewachsene Präsenz von Engagierten in den Medien. Ob der Dialog dazu beiträgt, den Trend fortzusetzen, wird auch der diesjährige Wettbewerb zeigen. Die Einsendefrist für den Journalistenpreis und den Marion-Dönhoff-Förderpreis 2009 läuft bis 17. August. ::

Autorin Viola Seeger ist Projektleiterin der Stiftung,
E-Mail: viola.seeger@bosch-stiftung.de
Online www.journalistenpreis.info

Was

Vier ehemalige Teilnehmer des Theodor-Heuss-Kollegs aus Mittel- und

Von Judith Weyer

»**ICH WOLLTE IMMER** etwas ändern. Ich wollte etwas Neues einbringen in meine Gesellschaft. Aber ich dachte lange, ich bin kraftlos und kann allein nichts machen«, erinnert sich Midzghoni Rakhmoni aus Tadschikistan. Doch die drei zentralen Fragen des Theodor-Heuss-Kollegs (THK) brachten sie dazu, ihre Einstellung zu überdenken. Die erste Frage lautete: »Was gibt es in Deiner Umgebung, das Dir nicht gefällt?«

Midzghoni schrieb eine lange Liste. Nach der zweiten Frage »Was willst Du ändern?« wurde die Liste schon kürzer. Die letzte Frage »Was kannst Du ändern?« brachte die junge Frau auf ihre Projektidee. Denn: »Endlich verstand ich, dass ich wirklich etwas ändern kann«, so ihr Fazit. Das Ergebnis dieses Prozesses waren zwei Workshops für Schülerinnen in kleinen Orten in der Provinz ihres Heimatlandes. Es ging um Gleichberech-

tigung, die Bedeutung von Bildung und eine selbst bestimmte berufliche Perspektive. Themen, die Midzghoni besonders am Herzen liegen.

Sanjar Islomov aus Usbekistan hat sich in seinem Projekt mit einem ähnlichen Thema beschäftigt. Er konzipierte ein Seminar zu Männer- und Frauenrollen in seinem Heimatland. Doch Sanjar war nicht immer so engagiert: »Vor der Bewerbung für

»Ich weiß, dass in Usbekistan die Rahmenbedingungen ein bisschen beschränkt sind. Dennoch möchte ich mit diesen Möglichkeiten das Beste schaffen.«

Sanjar Islomov, geboren 1982 in Usbekistan. Studium der Germanistik und der Internationalen Beziehungen in Taschkent und Eichstätt.



»Ich schätze Teamarbeit und bin für gegenseitige Unterstützung und Zusammenarbeit. Dadurch entstehen Synergien. Auch bei einer kleinen Eigeninitiative.«

Tanja Katsbert, geboren 1981 in der Ukraine. Studium der Germanistik und Verwaltungswissenschaft in Kiew, Berlin und Budapest. Promotion zum Doktor der Philologie zum Thema Nationale Stereotypen.



1.: ... gibt es in Deiner Umgebung,
das Dir nicht gefällt?

2.: ... willst Du ändern?

3.: ... kannst Du ändern?

Osteuropa berichten im Gespräch mit der Stiftung von ihrem Engagement

das THK war ich wie viele Leute ziemlich passiv«, sagt er ehrlich. Aber mit dem Engagement im Theodor-Heuss-Kolleg sei das Gefühl der Verdrossenheit gewichen.

Die eigene Motivation und ein persönlicher Bezug zum Thema spielen bei allen vier ehemaligen Kollegiaten eine große Rolle. So war es auch bei Cornelia Hemmanns Vorhaben: »Wir haben uns mit dem Thema Rechtsex-

tremismus beschäftigt, ein sehr großer Begriff und deutschlandweit ein Problem. Mich hat es sehr berührt, weil es auch in meiner Heimatstadt Gera ein offensichtliches Problem ist.« Ihr Ansatz: Die Bürger könnten am besten aufzeigen, was konkret in ihrer Umgebung los sei. Die Politik beschäftige sich meist mit den globalen Problemen. Aber »tatsächlich darauf aufmerksam zu machen, was nebenan passiert – das war unser

Anliegen.« Zusammen mit einer weiteren Kollegiatin hat Cornelia einen Hörrundgang zum Thema rechtsmotivierte Gewalt in Leipzig entwickelt, den man im Internet herunterladen kann.

Voller Begeisterung berichtet sie über den weiteren Verlauf des Projekts: »Es war schön zu sehen, dass es gewachsen ist. Jetzt ist es in eine Wanderausstellung gemündet. Mit Fotografien zu den Orten.« Es seien so viele Anfragen gekommen, dass die Ausstellung ausgedehnt wurde. Ihre Freude über den Erfolg ist groß: »Es ist einfach toll, wenn man merkt, dass eine Resonanz da ist.« Und ihre Motivation ist auf andere übergesprungen. Das Projektteam besteht mittlerweile aus 14 jungen Leuten. Weitere Recherchen und Beiträge sind in

»In Deutschland ist es dank vorhandener Strukturen möglich, sich zivilgesellschaftlich zu engagieren. Das gilt für viele andere Länder nicht. Seltsamerweise scheint es aber hier trotzdem irgendwie weniger zu werden. Hab' ich zumindest das Gefühl.«



Cornelia Hemmann, geboren 1984 in Deutschland. Studium der Kulturwissenschaften und Ästhetischen Praxis in Hildesheim.

Planung. Cornelia ist sich sicher: Wenn man selbst überzeugt sei von einer Sache, motiviert dahinterstehe und auch lerne, mit Rückschlägen umzugehen, springe der Funke auf andere über.

Tanja Katsbert aus der Ukraine war schon zu Schulzeiten sehr aktiv, vor allem im künstlerischen Bereich. Nach einem Studienaufenthalt in Deutschland begann sie, sich auch gesellschaftspolitisch zu engagieren. Besonders der Austausch mit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen interessierte sie. Zurück in der Ukraine gründete sie einen deutsch-ukrainischen Stammtisch und arbeitete beim Europatag mit. Kein Wunder, dass sie am Theodor-Heuss-Kolleg vor allem die Internationalität reizte. Gerne erinnert sie sich an das Zusammentreffen mit den anderen Kollegiaten: »Als ich zum Sommerseminar nach Berlin gekommen bin, war ich absolut begeistert von all diesen jungen Menschen, sehr klug, sehr engagiert, sehr motiviert.«

Auch ihr Projekt war international ausgerichtet. »Mein Land – verdient es nicht eine Chance?« lautete der Titel. Das Format war ein internatio-

THEODOR-HEUSS-KOLLEG

Zivilgesellschaft lebt von engagierten Leuten, die etwas bewegen wollen. Die gibt es überall. Bisher wurden fast 800 junge Menschen aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa, Zentralasien und dem Kaukasus im Theodor-Heuss-Kolleg (THK) der Robert Bosch Stiftung und des MitOst e. V. unterstützt. Es ermöglicht ihnen, sich auszutauschen, Projektideen zu verwirklichen und in ihren Gesellschaften etwas zu verändern.

www.theodor-heuss-kolleg.de

ner Workshop zum »Brain Drain«. Aus einem anfangs ukrainisch-rumänischen Projekt wurde im Verlauf ein deutsch-ukrainisch-rumänisch-ungarisches Vorhaben. Auch hier gilt wieder, dass die Motivation sich fast immer aus dem direkten Bezug der Kollegiaten zum Thema speist. Es sind Fragestellungen, die den persönlichen Lebens- und Studienweg begleiten und beeinflussen. Nach dem Ende des Projekts ging Tanja

nach Budapest zum Studium. Als zu dieser Zeit die Orangene Revolution in der Ukraine ausbrach, wusste Tanja sofort: Sie musste sich auch aus der Ferne engagieren. »Ich glaubte fest, dass ich etwas verändern kann und ich konnte es auch den anderen Leuten beweisen.« Denn, so ihre Erinnerung, die meisten ukrainischen Studenten in Budapest seien anfangs pessimistisch gewesen. Sie machte ihnen Mut, ihre Stimme zu erheben und die Wahlfälschungen nicht zu akzeptieren, sondern sie zu verurteilen. Mit anderen ukrainischen Studenten organisierte Tanja eine Demonstration und staunt noch heute über den Schneeballeffekt, den sie hervorriefen. Internationale Studenten schlossen sich an, und bereits eine Woche später gab es eine zweite Demonstration, diesmal organisiert von ungarischen Studenten. »Sie wollten uns unterstützen und ein Zeichen der Solidarität setzen. Für mich war das entscheidend. Ich habe gemerkt, dass ich wirklich etwas bewirken kann«, erinnert sie sich.

Die eigene Motivation, der freie Austausch mit anderen, Netzwerke zu bilden, lokale Bedürfnisse zu berücksichtigen – all dies seien wichtige Elemente für den Erfolg ehrenamtlicher Projekte, so die einhellige Meinung der früheren Kollegiaten. Alle vier haben vor, auch weiterhin aktiv zu sein, und werden sicher andere motivieren, es ihnen gleichzutun. Denn eines haben sie gelernt: Engagement lohnt sich und Begeisterung steckt an. ::

»Ich würde gern in meinem Land eine kleine Organisation gründen, die Projekte unterstützt. Denn in Tadschikistan gibt es nicht so viele davon wie in Deutschland.«



Midzhgoni Rahmonl, geboren 1983 in Tadschikistan. Studium der Orientalistik, Schwerpunkt Arabistik. Promotion zum Phd in vergleichender Sprachwissenschaft.

Autorin Judith Weyer war Mitarbeiterin der Stiftung, E-Mail: JudithWeyer@web.de
Online www.theodor-heuss-kolleg.de



:: Die Lokalpatriotin

Von Svetlana Kolbaneva

»**BLOSS KEINE FOTOS BITTE!**« - Die dunkelhaarige, etwas stämmige Frau fühlt sich sichtlich unwohl, wenn man sie bittet, vor das Wappen von Gussev zu treten und fürs Porträt zu lächeln. Hier, im schönen Klinkeraltbau, hat die Kreisverwaltung Gussev, das ehemalige Gumbinnen, ihren Sitz und Benedykta Lustschik ihren derzeitigen Teilarbeitsplatz. Denn seit 2006 unterstützt sie die Behörden bei der europäischen und grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Eines der größten Projekte, die man in Gussev mit ihrer Hilfe an Land ziehen konnte, waren fast 500 000 Euro Fördermittel aus dem Interreg IIIA-Programm für die Verbesserung der Gewässer in Gussev und der polnischen Nachbarregion Goldap.

Die anfängliche Verlegenheit verschwindet sofort, wenn Benedykta über ihre Arbeit erzählt. Auf einmal sprudelt sie vor Energie! Ihre ersten Erfahrungen in der Projektarbeit hat Benedykta 2002 bei der Gründung der »Stiftung für demokratische Entwicklung von Gussev« gesammelt, einer Vereinigung, die sich das Ziel gesetzt hatte, etwas für ihre Stadt und ihre Heimat zu tun, anstatt nur zu jammern. Sie selbst bezeichnet Basja Lustschik, so nennen sie ihre Freunde und Kollegen, als Lokalpatriotin. Ihre Mutter zog in den sechziger Jahren aus dem benachbarten Litauen nach Kaliningrad, die Familie hat polnische Wurzeln. Die kleine Basja hatte kaum was davon, bis 1990 die Perestroika kam und das Kaliningrader Gebiet aus einer kleinen Sperrzone zum »Fenster nach Europa« wurde. Sie fuhr nach Polen, kam zurück und fragte sich: Wieso sieht es bei uns nicht auch so aus, warum schimpfen wir nur auf die Kommunalbeamten, statt gemeinsam mit ihnen etwas zu machen?

Das freiwillige und unentgeltliche Engagement zugunsten der Gesellschaft schien im postsowjetischen Russland ausgestorben zu sein, denn es hatte den schalen Beigeschmack der kommunistischen Subbotniks, jener Samstagsaktionen zum Straßenputz oder Altpapiersammeln, an denen jeder teilnehmen musste, sonst drohte Ärger mit den Vorgesetzten. Das Projekt aber, das in Gus-

sev dank der Robert Bosch Stiftung, der Batory Stiftung (siehe Seite 36) und dem gemeinsamen Programm »Partnerschaft für gesellschaftliche Initiativen« realisiert wurde, hat gerade den Jugendlichen die Vorteile des Engagements vor Augen geführt. Neben Workshops für Lehrkräfte und Informationsaustausch hat man konkrete Ergebnisse erreicht: So hat einer der Partner, die Schule Nr. 3, ihr eigenes Kinder- und Jugendfreiwilligenzentrum aufgebaut. 2008 eröffnete das erste Schulradio. Die Schule Nr. 1 konnte die Frage der Schulhofbegrünung lösen. Doch noch mehr schätzen alle die höhere Lernmotivation für alle Gussever Schüler, die auf einmal gesehen haben: Europa ist viel näher, als man glaubt! Wer Fremdsprachen gut be-

Benedykta Lustschik schätzt an den Partnern den offenen Umgang, das Voneinanderlernen und das Zuhören.

herrscht und sich engagiert, fährt eines Tages nach Warschau oder Marburg, die polnischen bzw. deutschen Partner sorgen dafür. Aus der Zusammenarbeit entstand Vertrauen, sagt Benedykta. Die offene Art, miteinander umzugehen, der Wille, voneinander zu lernen, die Fähigkeit, zuzuhören - all das, glaubt sie, kennzeichne ihre Partnerschaft mit Anna Jakowska aus Polen und Andreas Kunz aus Deutschland. Gussev ist eine kleine Stadt mit knapp 30 000 Einwohnern. 2008 wurde sie als sicherste Stadt im Kaliningrader Gebiet anerkannt. Das liegt auch am Gemeinschaftsgefühl, das hier so stark ausgeprägt ist. Basja Lustschik ist daran maßgeblich beteiligt. ::

Autorin Svetlana Kolbaneva ist Fernseh- und Zeitschriftenredakteurin, E-Mail: kaliningrad-info@inbox.ru
Online www.bosch-stiftung.de/gesellschaftliche_initiative

::: Ins Leben lotsen

In Ostfriesland helfen
ehrenamtliche
Integrationslotsen
jungen Spätaussiedlern
beim Start in den
Beruf – und beim
Erwachsenwerden in
ihrer neuen Heimat

Von Julia Rommel



AUTOFAHREN WAR ALEX' (Name geändert) Traum. Gemeinsam hatten er und Lena Eberhardt jeden Schritt auf dem Weg dorthin durchgespielt und aufgeschrieben: vom Anklopfen an der Tür, der Begrüßung bis zum »Auf Wiedersehen«. Alex wollte gut vorbereitet sein auf den ersten Besuch in der Fahrschule, nichts sollte schiefgehen. Aber als sie sich Tage später erkundigte, wie es gelaufen sei, erntete Lena Eberhardt Schweigen. Die Eltern hatten ihm verboten, Fahrunterricht zu nehmen, und der junge Spätaussiedler verstand die Welt nicht mehr. »Ich habe mich nach der Situation seiner Familie erkundigt und ihm dann gesagt, dass wahrscheinlich das Geld für einen Führerschein fehlt«, erzählt Lena Eberhardt, »und dass er damit noch warten muss. Natürlich hat er das verstanden – nur hatte ihm das zu Hause keiner erklärt.«

Lena Eberhardt ist eine von 28 Ehrenamtlichen, die in den vergangenen zwei Jahren im »Unterstützungsnetzwerk für junge Aussiedler in Aurich« (UNA-Projekt) zu Integrationslotsen ausgebildet wurden. Das gemeinsame Projekt von Kreisvolkshochschule (KVHS), DRK, Kreiskirchenamt und der Stadt Aurich richtet sich insbesondere an Migranten aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion, steht aber Zuwanderern aus allen Nationen offen. Die ehrenamtlichen Integrationslotsen betreuen junge Erwachsene zwischen 16 und 27 Jahren, bei denen »besonderer Förderbedarf« besteht – junge Menschen also, die Schwierigkeiten haben, nach dem ersten Schulabschluss ins Berufsleben zu starten. Sie helfen ihnen, nach Praktikums- oder Lehrstellen zu suchen, Bewerbungen zu schreiben und sich auf Vorstellungsgespräche vorzubereiten – und zuallererst dabei, einen Berufswunsch zu entwickeln. Sie geben Nachhilfe in Deutsch, üben freies Sprechen und die korrekte Aussprache. Die Gruppen sind klein, selten betreut ein Integrationslotse mehr als zwei oder drei junge Migranten gleichzeitig.

Meist ist die Hilfe auf einige Monate begrenzt, bis die Aussiedler sicher in der nächsten Ausbildungsetappe angekommen sind. Der persönliche Hintergrund jedes Integrationslotsen ist kostbar: Da ist die Hausfrau mit abgebrochenem Mathematikstudium, die qualifiziert Rechenunterricht geben kann, oder der ältere Herr, der bei der Suche nach günstigen Wohnungen seine Kontakte zum Immobilienmarkt spielen lässt. Einige Ehrenamtliche haben eine einschlägige pädagogische Ausbildung, ein klei-

Mit Rat und Tat aktiv: Lena Eberhardt

ALS LENA EBERHARDT 1999 nach Deutschland kam, war sie entschlossen, sich schnell einzuleben. Nach drei Jahren, zuerst in einem Ankunfts-lager für Spätaussiedler und einer Wartezeit in Lüne, hatte ihr Mann in der Kleinstadt Aurich endlich eine gute Stelle gefunden. Zu ihrer neuen Heimat Ostfriesland aber gehörte Plattdeutsch, wie sie bald feststellte. »Ich wollte hier von Anfang an richtig angenommen und akzeptiert werden«, sagt sie. Also belegte sie einen Sprachkurs – so lange, bis ihr der Kurs neben Job, Haushalt und zwei kleinen Kindern zu viel wurde.

Auch ohne Plattdeutsch ist Lena Eberhardt längst in Aurich angekommen. Sie sitzt im Wohnzimmer ihres Eigenheims, das aussieht wie aus einem Katalog: ein dunkler Backsteinneubau, der Rasen makellos, innen eine Ledersofagarnitur und viel helles Holz. Das Ehepaar ist berufstätig, hat viele Bekannte und Freunde in der Stadt, die Tochter geht aufs Gymnasium, der kleine Sohn ist höflich und schüchtern.

In ihrer Freizeit arbeitet Lena Eberhardt als Integrationslotsin. Die zierliche, blonde Frau mit der energischen Stimme ist eine von 28 Ehrenamtlichen, die seit zwei Jahren im Projekt »Unterstützungsnetzwerk für junge Aussiedler in Aurich«

ner Teil gehört wie Lena Eberhardt selbst zur Gruppe der Spätaussiedler. Doch die ehrenamtlichen Unterstützer leisten mehr als Sprachunterricht oder Jobtraining: Sie unterstützen die Jugendlichen darin, die Hürden des fremden Alltags zu nehmen, Hürden, über die ihre Eltern meist nicht hinweghelfen können. Dazu gehören so simple Dinge, wie zu erklären, wie eine Berufsausbildung in Deutschland funktioniert, welche Anträge auf welchem Amt auszufüllen sind – oder aber, wie man einen Führerschein bekommt. Die Integrationslotsen bieten das Wis-

an der Kreisvolkshochschule jugendlichen Migranten helfen, nach dem Schulabschluss den Berufseinstieg zu schaffen. Ein Knackpunkt dabei ist meistens die Sprache – vielen Jugendlichen fehlt die Übung oder das Selbstvertrauen, deutsch zu sprechen. Hier kommt Lena Eberhardt zum Einsatz. Zweimal wöchentlich gibt sie zwei bis drei Schülern Sprachunterricht und berät sie ganz nebenbei in lebenspraktischen und persönlichen Fragen. »Wir machen Aufgaben, die mir im Deutschkurs Spaß gemacht haben. Ich erkläre aber auch, wie sie sich zum Beispiel auf dem Amt melden.«

»Bei der Auswahl der Ehrenamtlichen geht es nicht allein um Kompetenz, sondern auch um die Persönlichkeit«, erklärt die Projektleiterin Jakoba Janßen-Hüls. Dass die 35-jährige Lena Eberhardt mit ihrer zupackenden Art eine gute Lehrerin und ehrenamtliche Beraterin sein würde, stand für sie schnell fest. Denn sie weiß aus eigener Erfahrung, wie es ist, in Deutschland bei null anzufangen. »Wir waren alleine«, sagt Lena Eberhardt, »mir hat damals niemand Mut gemacht. Wenn jetzt jemand mit meiner Hilfe etwas erreichen kann, dann mache ich das gerne.«

Die Seminare zu Jugendkultur oder Psychologie in der Ausbildung zur Integrationslotsin haben sie außerdem die besondere Situation junger Spätaussiedler verstehen lassen: »Sie wurden nicht gefragt, ob sie weggehen wollen. Mitten im Erwachsenwerden haben sie ihre Umgebung verloren, ihre Freunde, ihre Ruhe. Deshalb beschäftigen sie ganz andere Probleme als ihre deutschen Altersgenossen und sie finden schwer Anschluss.« ::

sen und die Kontakte eines sozialen Netzwerks, das die jungen Aussiedler weitgehend in der alten Heimat zurückgelassen haben; sie bilden einen Brückenkopf in die deutsche Gesellschaft.

Betreut werden die Integrationslotsen von Jakoba Janßen-Hüls. Die große blonde Frau mit dem ostfriesisch rollenden »R« ist hauptberufliche UNA-Projektleiterin an der KVHS. »Die Ehrenamtlichen brauchen viel Anerkennung, Streicheleinheiten und den Austausch«, sagt sie. Raum dafür bieten regelmäßige Treffen und Fortbil-

dungen. Jakoba Janßen-Hüls hat die Abendkurse der dreimonatigen Lotsen-Ausbildung zum Beispiel zu »Feedbackkultur«, »Grundlagen des Zuwanderungsgesetzes« oder »Rahmenbedingungen ehrenamtlicher Arbeit« geplant und steuert die Zusammenarbeit mit den Projektpartnern. Sie legt die individuellen Ziele für die UNA-Teilnehmer fest, hält Kontakt zu Arbeitsvermittlungseinrichtungen und sucht Praktikums- und Ausbildungsplätze in den Betrieben der Umgebung. In Vorgesprächen erkundet sie, welche Ressourcen die Ehrenamtlichen mitbringen, und entscheidet, wer an welchem Problem arbeitet. »Denn«, so Jakoba Janßen-Hüls, »die Ehrenamtlichen können nur einzelne Steine beitragen. Es muss immer eine Koordination geben.« Eine weitere zentrale Rolle spielt Aurora Küster in der kirchlichen

»Mir hat niemand Mut gemacht. Aber ich kann jetzt helfen.«

Lena Eberhardt



Migrationsberatungsstelle. Sie hat den Überblick, wer von den Spätaussiedlern ins Projekt passen könnte, und spricht die jungen Leute an. Diese aktive Ansprache ist einer der Gründe, weshalb die Robert Bosch Stiftung das Projekt ins LISA-Programm »Lokale Initiativen zur Integration junger Migranten in Ausbildung und Beruf« aufnahm und über zwei Jahre förderte. Im Transferjahr 2009 bemühen sich die Netzwerkpartner darum, das Projekt mit einer eigenständigen Finanzierung dauerhaft an der KVHS zu etablieren. Sie verhandeln mit dem Landkreis Aurich, außerdem soll es in ein aus Landes- und Bundesmitteln sowie aus Geldern des Europäischen Sozialfonds finanziertes Projekt integriert werden. Projektleiterin Janßen-Hüls hofft, dass sich künftig junge Männer, die bereits erfolgreich im Leben stehen, als ehrenamtliche Integrationslotsen finden. Sie könnten stärker eine Vorbildfunktion für männliche Migranten übernehmen. »Ich finde es ganz wichtig, dass wir diese jungen Menschen in die Gesellschaft integrieren und sie nicht ausschließen«, sagt sie. »Sie sind ein Potential, das wir nutzen müssen.« ::

Autorin Julia Rommel ist Journalistin in Stuttgart,
E-Mail: jr@text-salon.de
Online www.bosch-stiftung.de/lisa



:: Mauer im Kopf

Während die Welt 1989 den Fall der Berliner Mauer feierte, baute Europa an der Grenze zum Balkan eine neue auf

Von Ivan Krastev

IN SEINEM BUCH »DIE GEISTER DES BALKANS« erinnert sich der US-Autor Robert Kaplan an den 9. November 1989. Am Tag, an dem die Berliner Mauer fiel, die die kommunistischen Länder von der freien Welt getrennt hatte, war er im Kosovo. Während die Welt feierte, erlebte Kaplan, wie eine neue Mauer aufgebaut wurde – zwischen Europa und dem Balkan. Heute, zwanzig Jahre später, steht diese Mauer immer noch. Zwar können sich Gedanken und Kapital frei zwischen der EU und dem Balkan bewegen. Doch die Menschen können dies nicht. Dies- und jenseits der Mauer entwickelten sich unterschiedliche Weltbilder, als lebten die Menschen in unterschiedlichen »Zeitzone«: Während post-jugoslawische Staatsmänner gern das neunzehnte Jahrhundert aufleben lassen würden, plant das restliche Europa das einundzwanzigste.

Krieg, Embargos und Visa-Beschränkungen haben in den zwei Jahrzehnten dieses »Zeitunterschieds« auf dem Balkan eine »verhaftete Generation« heranwachsen lassen, die Europa mit gemischten Gefühlen gegenübersteht. Während die junge postkommunistische Generation in Zentral- und Osteuropa aufgeschlossener und kosmopolitischer ist als ihre Eltern, ist dies bei der Jugend auf dem Westlichen Balkan nicht der Fall. Sie träumt von Europa, empfindet gegenüber der EU jedoch Argwohn und Misstrauen. Zwar haben die jungen Menschen aus eigener Kraft die Demokratie ins Land geholt, aber kaum etwas außerhalb der Grenzen ihrer recht kleinen Staaten gesehen. Das Europa des 21. Jahrhunderts blieb all die Jahre unempfänglich für die Verunsicherung und die Wünsche dieser Generation – die Generation derjenigen, die um 1989 geboren wurden.

Nie war es leicht, den Balkan zu verstehen. Die Grenze zwischen Erfolg und Misserfolg, zwischen Verständnis und Fehlinterpretation ist die am wenigsten bewachte Grenze

der Region. Doch ein paar Dinge können uns helfen, das Dilemma des Balkans zu verstehen.

Anders als in vielen anderen Teilen Europas ziehen sich Extremisten und Populisten auf dem Balkan zurück. Die größte Gefahr für die Gesellschaften geht nicht vom militanten Nationalismus aus, sondern von schwachen Staaten und politischer Apathie. Noch immer sind die Narben des Krieges überall sicht- und spürbar. Trotzdem wollen die Menschen auf dem Balkan nicht als Nachkriegsgesellschaft gesehen werden. Je schneller es also gelingt, sie in die Diskussionen des übrigen Europas zu integrieren, desto leichter wird ihre Entwicklung voranschreiten.

Doch Integration darf nicht bedeuten, dass sie die westlichen Modelle einfach imitieren. Der gefährliche Trend, den wir auf dem Balkan beobachten, ist eine Demokratisierung ohne Modernisierung: Während in den vergangenen zehn Jahren große Aufmerksamkeit darauf gelegt wurde, demokratische Institutionen aufzubauen und Minderheitenrechte anzuerkennen, kümmerte man sich viel zu wenig um das Bildungs- und Gesundheitswesen. Und während etliche Konferenzen zur Solidarität innerhalb Europas abgehalten wurden, mag über die Solidarität innerhalb des Balkans kaum jemand sprechen.

Zwanzigste Jahrestage wurden immer dazu benutzt, Weltanschauungen zu überprüfen. Zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, 1968, wurde alles in Frage gestellt. 1937, zwanzig Jahre nach der bolschewistischen Revolution, gab es die große Säuberung. Heute, zwanzig Jahre nach 1989, sollten der Balkan und die EU die Dinge überprüfen. Denn die Ruinen der Berliner Mauer trennen sie noch immer. ::

:: Gleichberechtigte Partner für gesellschaftliche Initiativen

Batory Stiftung: Seit 20 Jahren aktiv für die Zivilgesellschaft in Polen und Europa

Von Stephanie Rieder-Hintze

Gemeinsam wollen sie Bürgerengagement in Mittel- und Osteuropa stärken: Robert Bosch Stiftung und die polnische Batory Stiftung.

IN WARSCHAU GAB ES SOEBEN EINE Erfolgsgeschichte zu feiern. Vor 20 Jahren legte der aus Ungarn stammende amerikanische Unternehmer George Soros mit einer großzügigen Spende den finanziellen Grundstein für die Batory Stiftung. Nun konnte er sich vor Ort davon überzeugen, dass sein Baby erwachsen und selbständig geworden ist als eine der wichtigsten Stiftungen in Polen und im europäischen Austausch. Der Beginn einer neuen Zeit nach dem Fall der Mauern brachte in Mittel- und Osteuropa viele neue Spieler auf die Bühne der Bürgergesellschaft; voller Sympathie, mit gutem Willen und teilweise auch Geld begleitet aus dem Westen. Doch nur wenigen ist es gelungen, sich dauerhaft und nachhaltig zu etablieren - die Batory Stiftung ist eine davon. Das hat neben einer soliden finanziellen Basis, guter inhaltlicher Arbeit und umfassender Transparenz viel mit ihrem Selbstverständnis zu tun, das dem der Robert Bosch Stiftung ähnelt. »Eine gesunde Distanz zu allen Akteuren der Gesellschaft halten« nennt Geschäftsführerin Anna Rozicka als wichtiges Merkmal in wechselvollen Zeiten. Die promovierte Anthropologin ist eine Frau der ersten Stunde bei Batory, wo sie als Assistentin des Direktors begann. Diese Unab-



Viele Projekte der trilateralen Zusammenarbeit kommen Kindern und Jugendlichen zugute.

hängigkeit bedeutet, dass alle willkommen sind mitzuarbeiten bis auf nationalistische Personen und Gruppen.

Ein schönes Beispiel für die Zusammenarbeit über Grenzen, nach einem ersten gemeinsamen Programm für Kommunalpartnerschaften, ist der Förderwettbewerb »Partnerschaft für gesellschaftliche Initiativen«, den Batory Stiftung und Robert Bosch Stiftung seit 2004 betreiben. Es geht um Förderung der zivilgesellschaft-

»Unsere Stiftung ist wie eine Hebamme für die Bürgergesellschaft.«

Anna Rozicka, Geschäftsführerin

lichen Zusammenarbeit zwischen Deutschland, Polen, der Ukraine, Belarus und dem Kaliningrader Gebiet. Bürgerbeteiligung und -engagement sind die übergeordneten Themen, unter denen viele Inhalte der aktiven Gruppen, jeweils unterstützt von deutschen und polnischen Partnern, vor Ort Platz haben: Aufbau der Erwachsenenbildung in der ukrainischen Provinz, Seminare für ukrainische Jugendliche zu Chancen und Möglichkeiten der EU, Hilfen für Frauen in Belarus, die sich selbständig machen wollen, oder der Bau eines ökologischen Schulgartens in Gussev bei Kaliningrad gehören dazu. Immer steht die

Stärkung der Menschen im Vordergrund, ein Motiv, das sich durch die 20-jährige Geschichte der Batory Stiftung zieht. »Viele Tausende Personen konnten wir vor allem in den neunziger Jahren in der Transformationsphase fördern«, erinnert sich Anna Rozicka. Dies geschah durch Stipendien, Seminare, Konferenzen zu allem, was dem Aufbau der Bürgergesellschaft in Polen guttat, sei es in den Lokalverwaltungen, dem Bildungswesen oder durch einen Fonds für bürgerschaftliche Initiativen. Spätestens mit dem Beitritt Polens zur EU wandelte sich das Bild: weniger Grundlagenarbeit wie in den ersten Jahren, dafür mehr internationale Kooperation und das Ziel, die politische Partizipation und das Vertrauen der Polen in den öffentlichen Sektor zu stärken.

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen nach schwierigen historischen Erfahrungen sind für die Robert Bosch Stiftung bereits seit 1974 ein Thema. Aus der bilateralen Zusammenarbeit ist eine Keimzelle für weiterführende Kooperationen mit anderen Ländern geworden – Polen quasi als Brückenbauer, wie das Programm mit der Batory Stiftung beweist. »Wir sind näher dran an den Nachbarländern«, sagt Anna Rozicka. Sie freut sich, dass das deutsch-polnische Verhältnis so gut und eng geworden ist – allen Irrungen und Wirrungen des politischen Tagesgeschäfts zum Trotz. Rozicka schätzt besonders die »wahre, gleichberechtigte Partnerschaft« zwischen beiden Stiftungen. Diese hat auch aus Sicht der Robert Bosch Stiftung Vorbildcharakter. Denn nicht alles, was vor 20 Jahren voller Euphorie über die epochalen Ereignisse erhofft und gewünscht wurde, hielt der Realität stand. Die beiden Stiftungen jedoch erfüllen ihren Teil mit Erfolg. ::

www.batory.org.pl

:: Aktuelles aus der Robert Bosch Stiftung

Altersbilder von Journalisten untersuchte das Institut für Demoskopie Allensbach im Auftrag der Robert Bosch Stiftung und verglich diese mit Erkenntnissen aus der Gesamtbevölkerung. Eine Mehrheit der befragten Journalisten denkt, dass in der Bevölkerung negative Klischeevorstellungen überwiegen. Persönlich sehen sie das Alter hingegen als einen Lebensabschnitt, der viele Chancen bietet. Die Medien haben nach Meinung vieler Journalisten die Aufgabe, sich für eine Änderung des Altersbildes einzusetzen.

www.bosch-stiftung.de/altersbilder



Manga, Sushi, Samurai: Werde Jugendbotschafter und entdecke mehr von Japan! Geh mit der Robert Bosch Stiftung als Jugendbotschafter im Oktober 2009 für zwei Wochen nach Japan und entdecke dieses faszinierende Land in all seinen Facetten.

www.bosch-stiftung.de/jugendbotschafter

Goerdeler-Kolleg: Begleitet von einem Grußwort Berthold Goerdeler, Enkel des Namenspatrons und Widerstandskämpfers gegen Hitler, erhielt der achte Jahrgang des Carl Friedrich Goerdeler-Kollegs die Abschlusszertifikate in Berlin. Die Kollegiaten sind Nachwuchsführungskräfte aus Mitteleuropa. Sie übernahmen als Geste des Dankes eine Baumpatenschaft am Checkpoint Charlie, die sie ausdrücklich auch den Mitarbeitern der Robert Bosch GmbH widmeten, da diese durch ihren Einsatz gerade in Zeiten

der Wirtschaftskrise die Tätigkeit der Stiftung ermöglichten.

www.bosch-stiftung.de/goerdeler-kolleg

Der Deutsche Schulpreis ist der höchstdotierte deutsche Schulwettbewerb. Die vierte Ausschreibung läuft derzeit. Unter dem Motto »Dem Lernen Flügel verleihen!« suchen wir Schulen, die herausragende pädagogische Leistungen vollbringen und Vorbilder für die Schulentwicklung in Deutschland sein wollen. Bewerbungsschluss: 30. September.

www.deutscher-schulpreis.de

Das Forschungskolleg Frühkindliche Bildung soll Abhilfe schaffen angesichts des Mangels an qualifizierten Nachwuchswissenschaftlern in der Frühpädagogik. Das neue Forschungskolleg bietet in einem Zeitraum von vier Jahren künftig 15 jungen Wissenschaftlern jährlich ein umfassendes Weiterbildungsprogramm. Bewerbungen sind bis 15. September möglich.

www.bosch-stiftung.de/forschungskolleg_fruehkindliche_bildung

Kontaktprogramm Belarus: In Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO) schreibt die Robert Bosch Stiftung 2009 erneut das »Kontaktprogramm Belarus« aus. Es dient der Förderung von Mikroprojekten der deutsch-belarussischen Zusammenarbeit. Ziel ist es, der Isolation der belarussischen Gesellschaft in Europa entgegenzuwirken. Anträge sind das ganze Jahr über möglich. Nächster Stichtag ist der 1. Oktober.

www.dgo-online.org

Neu auf unserer Internetseite: In der Mediathek finden Sie Video- und Audiobeiträge zu Projekten und Programmen: szenische Lesungen der Chamisso-Preisträger, Kurzporträts von den Gewinnern des Deutschen Schulpreises, Projekte der Kulturmanager und Filme über die



Stiftung und ihr Engagement. Außerdem ist auf der Startseite der neue Stiftungsfilm abrufbar. Lernen Sie Förderung, Struktur und Geschichte der Stiftung in kurzweiliger Form kennen!

www.bosch-stiftung.de/mediathek

PERSONALIA

NEUE MITARBEITER

Wissenschaft und Forschung:
Patrick Klügel

Gesundheit und Humanitäre Hilfe:
Julia Kieninger

Völkerverständigung Westeuropa, Amerika, Türkei, Japan, Indien:
Nadine Lashuk,
Stella Voutta

Bildung und Gesellschaft:
Simone Erdrich

Büro Berlin:
Hanna Gleiß

AUSGESCHIEDEN

Gesundheit und Humanitäre Hilfe:
Barbara Keppler

:: Rückblende

Lindauer Nobelpreisträgertagung – Seit 1951 ermöglicht dieses Treffen dem wissenschaftlichen Nachwuchs einen einzigartigen Zugang zu Nobelpreisträgern der Physik, Chemie, Physiologie/Medizin und seit 2004 auch der Wirtschaftswissenschaften. In Podiumsdiskussionen und Workshops begegnen junge Wissenschaftler im kleinen Kreis den Nobelpreisträgern. Die Robert Bosch Stiftung ist einer der maßgeblichen Förderer der Veranstaltung, die am 29. Juni eröffnet wurde. Im Bild: Gerhard Ertl, Nobelpreisträger für Chemie 2007.



Die Transatlantic Academy, eine Initiative von Robert Bosch Stiftung, ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerus und dem German Marshall Fund of the United States, legte in Berlin Handlungsempfehlungen zur Migration vor. Die Transatlantic Academy (Sitz Washington, D. C.) ist ein Kompetenzzentrum und Forum des wissenschaftlichen Austauschs zu globalen Fragen, die besonders Europa und Amerika betreffen. Das zwölfköpfige Team um Direktor Professor Stephen F. Szabo (im Bild) beschäftigt sich im ersten Jahr mit dem Thema Migration.

Cities for Children ist ein Netzwerk 50 europäischer Großstädte und hat bei seiner Jahreskonferenz in Stuttgart zum ersten Mal den European Award of Excellence für Kinderfreundlichkeit vergeben. Darmstadt, München, die schwedische Stadt Malmö und das britische Liverpool sind die Preisträger. Der Preis wird von der Robert Bosch Stiftung unterstützt. Im Bild (v. l.): Jörg Howe, Leiter Globale Kommunikation Daimler AG, Ingrid Hamm, Geschäftsführerin der Robert Bosch Stiftung, Nana Mouskouri, Wolfgang Schuster, Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart, Mika Häkkinen.



IMPRESSUM

Robert Bosch Stiftung Magazin, Nr. 7, August 2009
Das Magazin erscheint in einer Auflage von 7000 Exemplaren. Eine PDF-Version steht zum Download unter www.bosch-stiftung.de bereit.

Herausgeber

Robert Bosch Stiftung GmbH, Heidehofstraße 31,
70184 Stuttgart, magazin@bosch-stiftung.de

Geschäftsführung

Dieter Berg, Dr. Ingrid Hamm

Verantwortlich

Michael Schwarz, Leiter Kommunikation

Redaktion

Lore Tress, Stephanie Rieder-Hintze, Judith Weyer,
Lena Hoche

Layout und Produktion

KircherBurkhardt GmbH, Berlin

Druck

J. F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart

ISSN-Nr. 1865-0910

